Kritische Gänge.

Von

Friedr. Theod. Vischer.

Neue Folge.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Viertes Heft.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Kritische Gänge.

Neue Folge.

Von

Dr. Friedr. Theod. Vischer,
Professor der Aesthetik und deutschen Literatur in Zürich.

Viertes Heft.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1863.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Vorwort.

Wenn als Fortsetzung der Kritischen Gänge dießmal zunächst ein „Schützengang" auftritt, so ist es nicht so bös gemeint, als es aussieht. Betrachtungen, die sich an den Besuch des ersten deutschen Schützenfestes knüpfen, werden natürlich auch Urtheile enthalten, aber man wird sich, hoffe ich, überzeugen, daß ich nicht mit der kritischen Brille auf der Nase nach Frankfurt gezogen bin; ja der schildernde Theil wird vielleicht nur zu enthusiastisch erscheinen; er ist in der ersten Wärme des noch frischen Festeindrucks geschrieben; seither ist so Vieles ins deutsche Land gegangen, daß ich besorge, er werde kaum mehr auf die empfängliche Stimmung treffen, werde hinkend post festum kommen. Sei es darum! In noch viel weitere Zeitferne gerückt, entnommen aus der Umgebung einer peinlichen Wirklichkeit mag mein anspruchloser Bericht einem späten Leser begegnen, der ungestört von dem, was uns verwirrt, niederschlägt und jene farbenreichen Tage so rasch in unserer Erinnerung gebleicht hat, nicht ohne

Rührung bei diesem Bilde des ersten nationalen Festes der Deutschen verweilt. Komme ich in diesem Sinne jetzt zu früh, so muß ich ein Geständniß hinzufügen, das erklärt, warum ich zu spät komme, um solche Leser hoffen zu dürfen, die mir den nöthigen Schwung eben erlebter Festfreude entgegenbringen. Der „Schützengang" sollte eigentlich im vorigen Herbst erscheinen; die politischen Betrachtungen, die seine zweite Hälfte bilden, schloßen ursprünglich anders, positiv: ich hielt es damals für räthlich, das Delegirtenprojekt, obwohl es kümmerlich genug war, dennoch anzunehmen. Ich überzeugte mich eines Andern, während bereits die Correcturbögen vor mir lagen. Auf ein Angebot, das so blutwenig zusagt, kann eine Nation eintreten nur auf Hoffnung, in kurzer Zeit das Bewilligte fortzubilden und zu erweitern, bis es ihrer gerechten Forderung genügt. Dazu bedarf es eines moralischen Drucks, der schlechterdings voraussetzt, daß die kleine Handhabe mit frischem Muth angefaßt werde. Dieser Muth war nirgends zu finden und, wie ich bald erkannte, nicht hervorzubringen. Da es mir im Schlafe nicht einfiel, dem Projekt in anderem, als solchem eventuellen Sinne zuzustimmen, so strich ich diesen Theil meiner Arbeit und beeilte mich wenig mit der Umänderung, denn ich zog nun vor, dem „Schützengang" erst noch andere Aufsätze beizugeben und ihn so in einem vierten Hefte der neuen Folge der Kritischen Gänge erscheinen zu lassen. Die politischen Reflexionen, wie sie jetzt umgearbeitet lauten,

verzichten darauf, für die Gegenwart Rath zu wissen, und schließen mit dem Blick in eine späte Zukunft. Wer Besseres weiß, der hebe den ersten Stein gegen mich auf!

Zu dem „Pro domo" habe ich nichts beizusetzen, als die Betheurung, daß ich entfernt nicht daran denken würde, für einen eigenen poetischen Versuch mich kritisch zu schlagen, wenn er dem ernsten Gebiet angehörte oder im komischen auf strengen Bau, feine Durchbildung Anspruch machte; daß ich mich eines nach meinem Gefühl verkannten leichten Harlekinscherzes annehme, dessen habe ich mich wohl nicht zu schämen.

Dem Aufsatz über Uhland mag man theilweis eine ursprünglich andere Bestimmung anfühlen. Ich war angegangen worden, für die Gartenlaube über den Verstorbenen zu schreiben, und versuchte, die Sprache zu treffen, die sich für ein Volksblatt eignet. Ein Drittheil war schon vollendet, als ich mich überzeugte, daß ich mir Unmögliches aufgelegt hatte. Als Angel, um die sich die Arbeit drehen mußte, beschäftigte mich die Frage, wie es komme, daß ein Dichter, dem ein gewisses modernes Element: der innere Conflict, der Seelenkampf, der aus Irrgängen des Lebens entspringt, der Zweifel, das Prometheische, kurz die Negation fehlt, dennoch im vollen Sinn ein Dichter und der Liebling aller Stände sei. Dieß führt zur Analyse und Analyse ist nicht für ein Volksblatt. Ich bat also um Entbindung von meiner Zusage, erhielt sie dankbar und schrieb nun in der Sprache und Ausführlichkeit

weiter, die ein solcher Inhalt will. Ich habe kein klares Bewußtsein darüber, ob die Ungleichheit, welche durch diese während meiner Arbeit eingetretene Wendung entstehen mußte, durch die Ueberarbeitung hinreichend ausgeglichen ist; die Kritik wird mir ja dazu verhelfen.

Zürich, den 16. März 1863.

Fr. Vischer.

Ein Schützengang.

Als ich am Morgen des 12. Juli 1862 frühe aufstand, war natürlich mein Erstes, nach dem Wetter zu sehen, denn ich wollte nach Frankfurt zum deutschen Schützenfest. Meine Wohnung geht nach dem See und Hochgebirg. Da sah es übel aus. Die ganze Kette, vom Glärnisch bis zum Uri-Rothstock, so klar im frühen Morgenlichte, so unheimlich deutlich, daß man meinte, danach greifen zu können. Es ist der Föhn, der die Ferne so nah erscheinen läßt, indem er den Luftschleier, an dem wir sie messen, hinwegnimmt, und was dieß für Wetter bedeutet, weiß man. Also tagelang, vielleicht wochenlang strömender Regen, Sturm und nachfolgende Kälte, das ist die Verheißung für das Schützenfest! Was jetzt thun? Mein erster Gedanke war: zu Hause bleiben. Doch schnell besann ich mich eines Andern; dort unten in Frankfurt, sagte ich mir, hat ihnen der Sturm die Festhütte umgerissen, sie sind nicht verzagt, sind muthig und rüstig ans Werk gegangen und sie haben's bezwungen, der Bau steht wieder aufgerichtet; nimm ein Beispiel daran! Also vorwärts, ausharren, nicht nachlassen, das Beschlossene nicht aufgeben!

Ich ging zur Eisenbahn, stieg ein und habe von der Fahrt nichts zu berichten, als daß Nachmittags der vorher-

gesehene Regen sich einstellte. Die hiesigen Schweizer fuhren in einem besondern Zug von Zürich aus, dem sich in Basel die Westschweizer anschlossen. Ich wollte aus Eigensinn keine Ausnahme von denjenigen machen, die der merkwürdige Beschluß der badischen Bahndirektion traf, wornach die bedeutende Preisermäßigung, die der Schweizerzug auf deutschem Boden genoß, den Deutschen, die sich in ihn nicht einschmuggeln wollten, nicht zu gute kam. Ich fuhr also mit dem gewöhnlichen Zuge nach und kann daher auch von dem festlichen Empfang in Basel nichts erzählen. Vor dem Bahnhof in Frankfurt mußte unser Zug ziemlich lang stille stehen; es brauchte Zeit, bis die vorher angelangten Schweizer, bekanntlich über tausend Mann, ausgestiegen waren; als unser Zug, von Kanonensalven wie alle empfangen, einfuhr, standen sie im Bahnhof aufgestellt. Einzelne Laute der Anrede des Dr. Sauerländer und der Antwort des Oberst Kurz drangen an mein Ohr, während ich Mühe hatte, mich mit Gepäck und Waffe durch die Menge zu arbeiten, um Droschke oder Träger zu finden und zur gastlich anerbotenen Wohnung zu gelangen. Versteht sich, daß man durch den strömenden Regen sich nicht abhalten ließ, am Abend noch auszugehen und sich durch Pfützen, Füße, Ellbogen und Schirme zu drängen, so gut es ging. Aus diesem Gedräng und Gewirr, Brausen der Menschenstimmen und fern vom Bahnhof schallenden immer neuen Hochrufen, die den ankommenden Schützenzügen galten, hebe ich den Moment hervor, wo ein nahes Jauchzen und Jodeln mir anzeigte, daß die Tyroler in der Nähe sein mußten. Ich fand sie im Kreis aufgestellt, von einer dichten Menge Neugieriger umringt, auf dem Platz vor dem Theater.

Da standen sie um ihren Hauptmann versammelt, der ihnen die Wohnungen anwies, in den bunten Trachten der verschiedenen Thäler, mit den schweren, alterthümlichen Stutzen, die bekannten Säcke auf dem Rücken, mit denen sie so oft ausgezogen sind zu einem ganz andern Schießen, das kein Festspiel war. Es ist doch etwas, wenn man so eine Waffe ansieht und denkt: die ist wohl mit dabei gewesen, und es ist doch etwas um eine wirkliche Volkstracht und um rechte Racemenschen, Riesengestalten aus dem fernen Gebirge, Köpfe vom ächten Schnitt jenes Profils, das auf die Verschmelzung von Alemannen und Bajawaren mit einem dunkeln romanisirten, dann germanisirten Urvolk hinweist, Gesichtszüge, über die der Pflug, aber auch die klein zuschneidende Egge der modernen Bildung nicht gegangen ist; die Phantasie wacht auf bei dem Anblick, und sagt sich: es gibt noch ein Stück Poesie, das nicht Maske, das Wirklichkeit ist.

Nun — und ich dachte, Jeder müsse sich sagen, es sei doch besser, daß diese da seien, als die Italiener, denn beide zugleich wären nicht gekommen: kamen die Letzteren, so blieben die Tyroler weg sammt den Bayern und wohl auch sammt den Schwaben. Der krumme Zwischenfall der Einladung an den Mailänder Schützenverein ist längst abgethan, aber es ist immerhin nicht zu spät, durch die kürzeste Formel sich Rechenschaft von der Verkehrtheit jener kosmopolitischen Handreichung zu geben. Sie heißt so: wenn die Italiener am Feste Theil nahmen, so war es sehr leicht möglich, daß Einer von ihnen einen Stutzen gewann; da nun Italien unsere Grenzen bedroht, da wir Krieg mit ihm nach aller Wahrscheinlichkeit haben werden, Krieg nicht bloß

um österreichisches Besitzthum, sondern um deutsches Bundesland, so könnte es gar wohl kommen, daß über kurz oder lang der wälsche Gewinner einer Waffe mit derselben nach — ihrem Geber schöße. Und ich meine, daß man es darauf nicht ankommen lassen durfte, das müsse selbst der eingefleischteste Parteimann des preußischen Programms, der wildeste Oesterreichzertrümmerer, der holdeste Schwärmer für fremde Nationalitäten, der dürftigste Kopf und das engste Herz einsehen. Man kann doch die Wirklichkeit nicht abläugnen; mag Einer den Umstand in die Hölle verfluchen, daß es „Großdeutsche" gibt, ja möchte er sogar theoretisch Recht haben, daß er es thut, mag er Oesterreicher, Bayern, Schwaben für Unmündige, für Pfaffenknechte, für Bösewichter halten, das verändert ja an der Thatsache nichts, daß sie da sind, daß sie in Menge da sind. Nur um's Himmelswillen ein klein Bischen Statistik! Es ist mehr werth, als alle Logik eurer Schlüsse. Dieß Fest nun war es eben, das uns die unbezahlbare praktische Lektion in der Statistik unserer Stämme und Parteien gab, es war ein Pestalozzi'scher Anschauungsunterricht über den wirklichen Stand der Menschen deutscher Nation, ein prächtig gemaltes ABC des wechselseitigen Vertragens und Duldens für Kinder und Alte.

In später Abendstunde traf ich noch beim Glase mit einem Comitemitglied zusammen. Der Mann war so erschöpft, daß ihm die Augen fast zusanken; er hatte zehn Stunden gearbeitet, ohne sich laben zu können: lauter freiwillige Mühe ohne Lohn — Ehre den Braven! Man muß sich recht hineinversetzen, sonst vergißt man leicht, welche

ermattende Anstrengung hier von opferfreudigen, edeln Kräften übernommen und wochenlang unverdrossen getragen worden ist. Man scheute sich fast, an diese Männer, denen der lange Kampf mit der Nervenabspannung auf dem Gesichte geschrieben stand, noch mit Fragen und Bitten sich zu wenden, und erhielt doch immer geduldige Auskunft, freundlichen Rath. Nun nehme man aber hinzu, was die ganze Stadt, Körperschaften und Einzelne, Senat und Bürger geleistet hat, man erwäge alle die Opfer an Geld und Mühewaltung, deren Größe man im Festjubel, im Anblick der glänzenden Früchte der Arbeit so leicht nur überhin sich vorstellt, da alle die Pracht, Fahnen, Kränze, Bilder, Transparente, tausendfältiger Schmuck, fertige Zurüstungen und zarte Ausübung herzlicher Gastfreundschaft, reiche Ehrengaben, Spenden jeder Art zur Anlage des Festplatzes — da dieß Alles, wenn es sich vollendet dem Auge darstellt, aussieht, als wäre es in leichtem Spiele nur so hingezaubert, da es einem schönen Körper gleicht, dessen innerer vielbeschäftigter Lebensproceß dem Auge verdeckt ist, da kein Mensch mehr an das unendliche Bestellen, Fragen, Schreiben, Rennen, Zahlen, an die Welt von Verdruß über tausend Hemmungen und Verwirrungen denkt: man gehe hinter diese Oberfläche und man wird erkennen, daß ein solches Fest keine bloße Form ist, nein, ein Werk voll Inhalts, ein Thun des Willens, eine sittliche Arbeit. Eine Arbeit freilich aus Freuden, mit Freuden, für Freuden; aber diese Freuden selbst, was sind sie? Freuden am Bilde einer ringenden Nation, die mit hochgeschwellten Kräften zum ersehnten, wahren Dasein strebt, Freuden in Anschauung eines Ideals mit dem

vollen Bewußtsein, daß es nur mit Opfern wird verwirklicht werden, wogegen diese Opfer zum Feste noch ein Nichts sind, hohe Freuden, ein Jubel auf dem dunkeln Grunde des furchtbaren Ernstes. Nun war in der Woche vor dem Fest noch der bekannte große Unfall eingetreten. Es hatte den ganzen, vollen Mannesmuth, die äußerste Anstrengung aller Kräfte bedurft, rechtzeitig wiederherzustellen, was der Sturm verwüstet hatte; die Katastrophe hatte Menschenleben gekostet. Man hat es überall erkannt und oft gesagt, daß dieß, diese finstere Folie, dem Diamante des Festes noch tieferen Glanz gegeben hat. Die Ueberwindung der Elemente, die „das Gebilde der Menschenhand hassen," wurde im Bewußtsein der Ueberwinder und der Gäste zum Symbol eines höheren Sieges. Entschluß und Ausdauer siegte über die wilden Mächte der Natur, Entschluß und Ausdauer wird über andere Dämonen auch den Sieg davon tragen; Germania stand unter Trümmern fest im Sturm.

Am 13. Morgens hatte der Regen aufgehört, aber nach Ton und Charakter der Luft und Wolken zu schließen, meinte man Tausend gegen Eins wetten zu können, daß ein zweiter Regentag folgen werde. Was nun? Der Mensch kann dem Wetter Arbeit, Anstrengung jeder Art abtrotzen, aber Feststimmung nicht. Ein verregnetes Fest: was kann es Trübseligeres geben? Ein verregnetes großes, stolzes Nationalfest mit ungeheurem Aufwand: wer kann das aushalten, ohne die Flügel hängen zu lassen? Fest will Licht, weil es selber Licht ist. Aber vorwärts, ausharren, nicht nachlassen, das Beschlossene nicht aufgeben! Man wagte und es gelang; aus grauem Himmel arbeitete sich langsam das Sonnenlicht

und nachher, als das Fest eröffnet war, ist es nach Regentag und Gewitter uns treu geblieben bis zum Ende. O Sonne Deutschlands, blicke nach Stürmen so freundlich auf uns Wagende, wenn endlich, endlich der größere Festtag der Nation aufgeht, wenn die theure, vielgeliebte Fahne, die schwarzrothgoldne, hochwallend den Völkern verkünden soll, daß wir da sind, daß man uns nicht mehr beschimpfen darf, daß man uns ehren und fürchten muß!

Ich bedrohe den Leser nicht mit einer Beschreibung des Festzugs, den er längst aus den Zeitungen kennt; wenn ich es wollte, ich könnte die Drohung nicht ausführen, denn ich habe blutwenig von ihm gesehen, weil ich ihn — mitmachte. Ich wollte mit drunter sein, ich war nicht als lorgnettirender Beobachter gekommen; freilich aber hatte ich mir — sehr unrichtig bei einem Zug von solcher Länge — vorgestellt, er werde einmal ganz an sich vorübergehen. Nur am Schlusse sah ich die Festjungfrauen und Knaben am Gabentempel gruppirt, die altdeutschen Reiter absteigen und ein paar von den Bogenschützen hinweggehen. Die Frankfurter haben trefflich dafür gesorgt, daß man an der Spitze des Zuges den Kunstsinn einer gebildeten Nation erkannte. Ein so hoher Festgang will eine Zuthat von Phantasie und Styl, von theatralischer Wirkung im guten und ächten Sinne des Worts, einen Reiz schwungvollerer Art, der die Anschauung aus der nächsten Wirklichkeit rasch emporhebt, indem er ihr ankündigt: hier ist geweihter Boden. Geschichtliche bunte Trachten, feurige Rosse dürfen nicht fehlen und das sicherste Mittel, ideal zu stimmen, ist die Erscheinung der geschmückten Jungfrau, des blühenden Knaben. Ehrlich gestanden, es reut

mich, daß ich nicht doch austrat, um Alles zu sehen; ich versäumte ja noch mehr, als diesen Anblick, ich vernahm nicht den tausendstimmigen Jubel, wo die Tyroler unter den Klängen ihrer uralt einfachen Hirtenmusik, der Trommel und der Schwegel, mit ihrer ruhmvollen, zerschossenen Landesfahne, nicht den Ruf der tiefsten, aus Trauer in Hoffnung aufsteigenden Herzensbewegung, wo die Kurhessen, die Schleswig-Holsteiner im Zuge vorüberschritten. Doch nicht verloren war mir der Anblick des hochgeschwellten Lebens in der Stadt. Ich habe manche Feste gesehen, auch die Stadt Frankfurt im hohen Festschmuck am Eröffnungstage des Parlaments und beim Einzuge des Reichsverwesers; ich weiß nicht mehr, ob die äußere Pracht, der Aufwand an Kranzgewinden, Fahnen, Bildern, Schmuck und Aufputz aller Art, damals geringer oder ebenso groß war, größer gewiß nicht; aber ich will hier nicht von diesen äußern Mitteln reden, sondern vom lebendigen Schmuck, von den Menschen. Ein solches Leben habe ich nie gesehen; jeder Fußbreit Straße, jedes Fenster, jeder Söller, jede Thür und Dachlucke von entzückten Gesichtern Kopf an Kopf belebt, Alles rufend, Alles winkend, mit Tüchern wehend, am lustigsten die geputzten Frauen und Mädchen. Man sah fast keine Wand mehr, Häuser waren keine Häuser mehr, sie lebten, sie leuchteten von Blicken, sie tönten von Lippen, sie wogten von tausend geschwungenen Tüchern, sie waren in Wellen, in schlagende Pulse, in empfindende Nerven verwandelt. Nicht so freuen sich, nicht so jauchzen die Menschen, wenn es etwas zu feiern gibt, was ist oder war, so nur, wenn ein Unendliches begrüßt wird, das werden soll, das werden muß, das hier

vor Augen als verheißungsvolle Erscheinung greiflich da ist, unter der faßbaren Oberfläche ein Keim voll grenzenloser Lebenskraft, noch nicht Wirklichkeit, aber volle Möglichkeit, sichere Bürgschaft, blitzend aus den Augen von zehntausend bewaffneten Männern, Bürgschaft einer von jedem Herzen erseufzten Zukunft, ein idealer Kern, der aufgehen muß und wachsen zum stattlichen realen Baume. Aber nicht jede Bevölkerung wird das so feurig fühlen oder, wie tief sie es fühlen mag, so feurig kund geben, so durch und durch elektrisirt aufleben, wie das rasche Frankenblut in der alten Krönungsstadt.

Bei der Aufstellung auf dem Roßmarkte, der Uebergabe der prachtvollen Bundesstandarte, der Anrede des Dr. Müller und des Fürsten von Koburg, dessen großes Verdienst, den Schützenbund begründet zu haben, kein Partei-Gegensatz je verdunkeln kann, stand ich gerade den Schweizern gegenüber und will die lange Pause benützen, von der Aufnahme dieser Ehrengäste ein Wort zu sagen. Wer die Dinge mit nüchternen Augen ansieht, dem konnte sich bei der überschwenglichen Auszeichnung und den unendlichen Lobreden das Gefühl aufdrängen, es werde den Schweizern selbst des Guten fast etwas zu viel sein. Man besorge von mir, der ich seit sieben Jahren in der Schweiz freundlich aufgenommen lebe, gar manches schöne menschliche Band geknüpft habe und hoch in Ehren halte, was alte Tapferkeit, gesunder Verstand und vaterländischer Sinn diesem Land errungen hat, kein undankbares, kein unschönes, kein neidisches Wort. Aber ich weiß auch, in wie ungünstigem Lichte das zerfahrene, unmächtige, unter ungestraftem Schimpf schmachtende Deutschland sich im

Auslande reflectirt, und das Licht muß noch ungünstiger sein in einem Nachbarlande, welchem viel Bitteres zuzufügen auch das unmächtige Deutschland mächtig genug war und von welchem wir gerechter Weise nicht verlangen können, daß es immer unterscheide, was die Regierungen ihm Feindseliges angethan haben und wie die Nation gegen es gesinnt ist; es sind immer Wenige, die auf den Kern unter der Oberfläche sehen und den Wechsel auf die Zukunft honoriren, den wir als einzigen Ausweis unseres politischen Berufes hinhalten können;* genährt wird der üble Anschein durch Deutsche, die hier im Ausland bei jeder Gelegenheit auf ihr Vaterland ehrvergessen schimpfen und bei jeder Gelegenheit der Schweiz schmeicheln, so schmeicheln, daß der gesunde Schweizersinn selbst in ihre Seele hinein sich schämt; in ärgerlichem Andenken ist unter Anderem der plumpe Uebermuth des ungebildeten Raveaux, den einst das Reichsministerium als

* Gar manchen gediegenen und gebildeten Mann könnte ich hier nennen, der als deutscher Schweizer mit Wohlwollen, mit gerechtem Urtheil auf das Mutterland blickt. Es kommt aber hier nicht auf Namen an; nur eine freundliche poetische Erscheinung kann ich nicht unerwähnt lassen. Unter dem Titel „Wiederklänge aus dem Rhonethal" ist 1862 eine Sammlung lyrischer Gedichte erschienen, aus denen vereint mit ächtem Schweizersinn die rührendste Liebe für Deutschland spricht. Der Dichter ist ein Offizier, Leo Lucian von Roten, der als isolirter Vorkämpfer deutscher Sprache und Bildung, nicht ohne manchen bittern Kampf mit den Wälschen ringsum, im fernen Wallis lebt. Man lese hier Gedichte wie: „des Rheines Wache," „die Fahnen von Magenta" und man wird fühlen, wie rein die Empfindungen eines deutschen Patrioten mit denen eines Schweizers in den fernen Bergen sich begegnen. In der ganzen Sammlung spricht sich ein schönes, frisches, klares, menschlich ächtes Gemüth so wohlthuend aus, daß man der Form einige Härten gern verzeiht.

Gesandten zu schicken den großen Mißgriff begangen hat. Eine Nation aber, die noch nicht geachtet, jedoch sich bewußt ist, Achtung zu verdienen, sollte, wenn sie Ausländer mit verdienten Ehren feiert, die es zu dem bereits gebracht haben, wozu sie es erst bringen will, bei ihrem Loben und Rühmen niemals ein gewisses Etwas bei Seite lassen, einen gewissen Wink, Beisatz, der da andeutet, daß wir, die wir noch so weit hinter unsern Zielen zurück sind, doch Gerechtigkeit, Einsicht in die Schwierigkeiten erwarten, welche wir in unsern besondern Verhältnissen zu überwinden haben. So ein Wörtchen wie etwa: wir ehren euch hoch, aber wir vertrauen auch, daß ihr anerkennt, es sei schwerer, vierunddreißig meist monarchische Staaten von höchst ungleicher Größe zu einigen, als zweiundzwanzig republikanische Kantone, irgend eine Andeutung von der rathlosen Verwicklung des deutschen Knotens vermißte ich, vermißten wohl die Gelobten selbst in allen den unbedingten Lobpreisungen der Schweiz als Muster und Vorbild. Allein wenn man ein andermal etwa einem zu scharf Getadelten zumuthet, daß er gegen den Tadler Billigkeit übe, so sei es hier erlaubt, von den enthusiastisch Gelobten zu erwarten, daß sie so viel Einsehen haben, die enthusiastischen Lober nicht für Schmeichler zu halten. Die Schweizer haben nun zum erstenmal in Massen sich überzeugt, wie gut es trotz alledem und alledem in Deutschland sich leben läßt: wie viele Güter der Bildung, des Wohlstands unser Leben schmücken, wie viel Ritterlichkeit, Gastfreundschaft, Bravheit, Geist, Humor, Gemüth, Geschmack, Feinheit, wie viel Anmuth der Frauen, Zutraulichkeit ohne Leichtfertigkeit bei uns zu Hause ist; auch haben sie theils mit Augen gesehen, theils

wissen sie längst, welches befriedigende Maß politischer Freiheit im Innern die meisten unserer Staaten genießen und wie wacker gekämpft wird, dasselbe da zu erringen, wo es noch fehlt. Wie wir von ihnen noch Manches zu lernen haben, so werden sie doch auch fühlen, daß sie manches nachahmenswerthe Bild nach Hause zurückgebracht. Ein Volk nun, das zu Hause so viel des Schönen und Guten besitzt, denkt nicht immer daran, wie übel es durch die Unmacht seiner Vielstaaterei sich nach außen darstellt, wie wenig Achtung es als Ganzes genießt, so lang es kein politisches Ganzes ist. Es achtet sich selbst noch ehe es draußen geachtet ist. Es glaubt sich also nichts zu vergeben, wenn es ein verwandtes, obwohl politisch von ihm getrenntes Volk, das schon erreicht hat, wonach es selbst im Großen noch ringt, mit herzlicher Begeisterung empfängt und preist und im idealen Schwung der Empfindung über Alles hinwegsieht, was auch in der Heimath seiner Gäste noch lange nicht so bestellt ist, wie es bestellt sein sollte. Es ist das Idealbild des Wilhelm Tell, wie es Schiller der Schweiz und uns hingestellt hat, das aus dem Jubel dieser Begrüßungen, aus dem Feuer dieser Lobreden hervorstrahlte; in diesem reinen Dichterspiegel sieht Deuschland die Schweiz und so wenig Schiller glaubte, sich zu erniedrigen, weil er die Schweiz erhöhte, so gewiß er mit reinem Dichterauge in eine Zukunft schaute, wo die versöhnten Völker sich nicht mehr beneiden, so gewiß kam all jenes überfluthende Lob von der reinen Liebe, die Niemand des Mangels an Selbstachtung beschuldigt, wenn sie sich ganz hingibt. In der That wird sich dieser festliche Wechselverkehr der Schweizer und Deutschen, eingeleitet seit Jahren

durch die Verbindung mit Bremen, nach beiden Seiten als ein Gewinn von unberechenbarem Werth erweisen. Worin für uns Deutsche dieser Gewinn besteht, was die nächste fruchtbare Lehre ist, die wir von den Schweizern zu empfangen haben, das zu zeigen wird eben der Haupt- und Zielpunkt dieser Schützenbetrachtungen sein.

Der Stillstand auf dem Roßmarkt war lang. Man hatte Zeit, einander anzusehen. Uns gegenüber die junge Trommlerschaar aus Basel und die Reisigen in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts an der Spitze des Schweizerzuges brachten Kurzweil in die etwas ermüdende Pause, mehr noch die bunten Uniformen mancher Schützenoffiziere aus sächsischen Landen, deren Anblick uns schon früher humoristisch gestimmt hatte und die wir nun Zeit hatten in der Nähe anzustaunen. Ich hatte aber in der folgenden Nacht einen furchtbaren Traum. Mir träumte, ich müsse am hellen Tage so mit Federn aufgeputzt, mit Orden beladen, mit Bandelier aus breiten Silberbuckeln behängt über den Roßmarkt gehen; in Angstschweiß gebadet erwachte ich, der Traum war noch viel entsetzlicher, als die bekannte rührende Situation, wenn man glaubt, sich im Hemd auf offener Straße zu befinden. Als ich zu mir kam, sagte ich mir: dieß ist die Strafe dafür, daß du die schmucken Herrn so boshaft ausgelacht hast; Geduld! Geduld auch damit! Sind alte Späße, ist alte, lächerlich gewordene, in kindlichen Wetteifer mit dem modernen Offizier versunkene Bürgersitte aus der Zeit der Vogelschießen; die unwiderstehliche Macht des Komischen wird bald auch diesen Schnörkel wegätzen!

Ich führe den Leser nun rasch durch die Straßen, die

geschmückte Eingangspforte auf den Festplatz, vorüber am Gabentempel, wir lassen uns gefallen, daß die wackere Germania auf seiner Spitze etwas zu sehr das Gegentheil von Crinoline trägt, und treten in die Festhalle. Noch schöner, als bei Nacht im Glanze der reichen Gas-Kronleuchter, war sie am Mittag, wenn das kräftige Sonnenlicht, gebrochen durch die Transparentfenster des Hauptschiffs, durch das reiche Grün der Bekränzungen, die bunten Fahnen, die auf der Tribüne gegenüber der Musik um das Banner des Schützenbundes vereinigt waren, die Gemälde, die Dämmerung der beschatteten Stellen, einen tiefen gedämpften Goldton durch die Räume verbreitete. Dieß gleichmäßige farbige Helldunkel faßte dann das wogende Meer der Menschenmasse und unendlichen Stimmen, dazwischen die Musik rauschte, in eine harmonische Einheit festlich zusammen. Hier mußte man feierlich gestimmt werden bei aller Lust. Es schwebte ein Geist hohen Adels in diesem warmgelb beleuchteten Festraume; geweckt durch die entzückten Sinne stieg er aus dem Grunde des Bewußtseins der Menschen, die ja alle sich sagen mußten, daß hier eine Nation ihr höchstes, reinstes Wollen zum Ausdruck bringt, daß ihre innerste Seele ihr hier in die Augen steigt, auf die Lippen tritt, ihre Seufzer, ihr Drang, ihr fester Entschluß, ihre Schaam und ihr ganzer Stolz. Die Gemälde von Lindenschmitt brachten in feurigem Style Männer und Thaten aus alter und neuer Zeit vor die Augen; sie verloren an Wirkung durch die Fülle der umgebenden Pracht, aber der Gesammteindruck genügte auch, jeder Phantasie Schwingen zu leihen. Ja die Geister von Jahrhunderten, vergangenen und künftigen, schritten durch diesen Raum; aus ferner Wolke

blickten die Helden alle bis zu den letzten auf ihn herab und durch das brütende, warme Licht schien ein leises, feierliches Flüstern zu gehen von künftigen Heroen, die wir noch nicht kennen und schauen, deren Namen unser Ohr noch nicht vernehmen konnte. Dieß Gefühl der Hoheit des Festes, am nachdruckvollsten gesammelt in der schmuckvollen, farbig durchleuchteten Halle, aber draußen wie drinnen ausgesprochen im majestätischen Festzug, in wallenden Fahnen, im geflochtenen Schmuck der Wälder und Blumenbeete, in unzähligen Augen, rufenden, brausenden Stimmen, winkenden Händen, es hat Alle getragen und gehoben. Es kann nicht fehlen, daß in solchem Gedränge auch manche gemeine, niedrige Seelen sich einfinden, aber die hohe Vornehmheit des ächten Volksfestes band Jeden und hielt ihm die reine Hand auf den Mund, daß kein häßliches Wort, kein wüster Schrei ihm entfahren konnte; es war Jedem, als träte sein Fuß auf goldgewirkte Teppiche in einem Heiligthum, das ihm gebiete, vor der Thür den Schmutz des Gemeinen abzuschütteln. Nicht, daß es nicht recht herzlich lustig, gut volksthümlich fröhlich zugegangen wäre. Was war das Abends für ein Jubeln, Jauchzen, Singen, Hallo, Hoch, Bravorufen! Eine so aufgeregte Menge muß jeden Augenblick nach irgend etwas greifen, um ihr unendliches, sympathetisches Lebensgefühl auszulassen — „hat er keins, so macht er eins" —; hier wird über einen gewonnenen Becher gejubelt, dort über irgend einen Trinkspruch, links über einen Witz, rechts über ein Lied, einen Jodler, hüben über die Ankunft eines Freundes, drüben über Nichts; in der Nähe des Eingangs dort drängt man sich, Gelächter, Vivatrufen: der Appenzeller Senn in

Hemdärmeln mit der rothen Weste und dem Rundkäppchen von Leder, der Verkäufer von Alpenrosen, den schon Jedermann kennt, trägt die Sennerin im weißen Mieder, seine Associirte im Geschäft, in den nervigen Armen über den See, den der stürzende Regen in die Hütte ergossen hat, in süßer Schaam mit geschlossenen Augen senkt lächelnd die holde Maid den Kopf; jetzt drückt sich ein geschlossener Zug durch den mittleren Gang, es sind irgendwelche mit Gesang und Freudenruf empfangene Ankömmlinge; was gibt es an jenem Tisch für ein Freudengeschrei? was an diesem? Niemand weiß es, man müßte beständig drängen und fragen, wenn man die Ursache erkunden wollte, wo irgend ein Aufruhr, lauter Ausbruch wie eine höhere Welle aus dem Stimmen-Ocean hervortaucht. Bei Tage unterbrachen ernstere Episoden das immer gleiche Getümmel; jetzt bringen die Amerikaner ihr Sternenbanner, übergeben es am Gabentempel unter feierlicher Anrede und Antwort, jetzt die Schleswig-Holsteiner ihre beflorte Fahne, mahnend an unseres Volkes tiefste Wunde, jetzt tritt ein Zug von Wienern auf: der Kaiserstadt war es an dem kostbaren Humpen, den sie als Ehrengabe gesandt, noch nicht genug, ihre Schützengesellschaft hat noch eine besondere Abordnung mit einer prächtigen Fahne und einem neuen Geschenke, einem silbernen Trinkhorn, hergeschickt, vom Gabentempel werden diese Banner mit Musik und Gesang in die Festhütte getragen, um bei den andern versammelt zu werden, die in prächtiger Fülle die Oriflamme des Schützenbundes umgeben. Doch Ernst oder Scherz, Komisches oder Tragisches: jener Schwung, jenes Gefühl der Großheit des Festes, das jede Seele hob, zog sich durch alle Gegensätze hindurch, bannte

überall jedes Unschöne, Rohe und hielt alle Wellen in dem einen, reinen Strome der Begeisterung zusammen, die da weiß, daß es sich um ein Unendliches handelt.

Vom grenzenlosen Summen und Drängen, Schieben und Stocken in der nächtlichen Halle wendet man sich hinaus in die Kühle des Freien auf den Festplatz. Er war Nachts am schönsten, weil er am belebtesten war, weil im heiteren Lichte der Gasflammen, die in wechselnden, reichen Formen umherstrahlten, eine bunte Menge, zwischen Männern eine geschmückte Frauenwelt lustwandelte. Nun gab es auch hier bald dieß, bald jenes, Umzüge aller Art, Festspiel, Feuerwerk. Das Festspiel von Dr. Weismann war auf wirksame Gruppen und auf die eingeflochtenen lebenden Bilder wohl angelegt, Fräulein Janauschek eine großartige, stylvolle Germania in Erscheinung und Vortrag, leider aber dehnten sich die Reden in ermüdender Länge, um so ermüdender, weil der entferntere Zuhörer sie nicht vernehmen konnte, denn man hatte versäumt, in der nahen Festhütte die Musik einzustellen. Bei einem solchen Spiel muß der Dichter nicht Alles sagen wollen, was er auf dem Herzen hat, Action, Pantomime muß mehr, als Worte sprechen. Dabei kann ich nicht verschweigen, daß hier in den Worten, die dem Schweizer in den Mund gelegt waren, die Stelle vom Joch des Hauses Habsburg nach meinem Gefühl besser unterdrückt worden wäre. Ja wohl steht das Haus Habsburg mit einem schwarzen Register im Buch der deutschen und Schweizergeschichte; allein ein großes Fest hat seinen besondern Anstand, will seine besondern Rücksichten; ich meine gegenüber den versammelten Volksstämmen selbst. Der Oesterreicher kennt so gut, ja

besser, als wir, jenes schwarze Register, aber es knüpft sich ihm auch manche stolze Erinnerung an diesen Namen, Jahrhunderte des Zusammenlebens eines Fürstenhauses und eines Volkes in einem großen Staate begründen ein tief wurzelndes menschliches Gefühl, das stärker ist, als die Erinnerung an die Sünden der Fürsten, dieß Gefühl will bei hoher Feststimmung, wo nicht Zeit ist, ins Einzelne zu gehen und das Gute neben dem Bösen zu nennen, geschont sein, vollends wenn Ausländer in Masse geladen und gegenwärtig sind wie hier die Schweizer. Der Schweizer würde auf einem Feste vor so vielen Fremden sicherlich nicht einseitig erwähnen, was etwa die Berner Aristokratie oder der Sonderbund der katholischen Kantone an der Schweiz verbrochen hat, er würde denken, da müßten die Beschuldigten ja eigentlich auch das Wort erhalten, um den andern Kantonen ebenfalls ihre Sünden vorzurücken, und das gäbe ein langes, häßliches Lied; also lieber die Melodie gar nicht anschlagen! Haus Hohenzollern hat ja auch gar manche schwarz angestrichene Seite in unserer Rechnung; wer verargt es dem Preußen, daß er dennoch daran hängt und lieber der glorreichen Momente seiner Geschichte gedenkt? wenn er in feierlicher Stunde den Namen nicht will unter Verwünschung genannt hören? Was aber dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig.

Das Festspiel war zu Ende, der Vorhang gefallen und die dichte Menge schickte sich zum Abziehen an, als er noch einmal aufging, eine Anzahl städtischer Tyroler in der gewöhnlichen Schützenkleidung im Halbkreis auf der Bühne aufgestellt erschien und ein Jodlerlied anstimmte. Es waren

reine, wohlgeübte Stimmen in der schönsten Harmonie und doch der ächte Naturklang der wohlbekannten Nationallieder. Unter den mancherlei Improvisationen und Episoden auf dem Festplatz hat nicht leicht eine so viel Freude und Jubel gemacht, wie dieser Einfall, auf das Festspiel, das zwar, die Germania ausgenommen, von Dilettanten gegeben, aber doch vorbereitete Kunstleistung war und worin die Rolle eines Tyrolers als Maske vorkam, nun diese Stegreifproduktion eines ächten Volksgesangs wirklicher Tyroler folgen zu lassen. Man wollte die Leute gar nicht mehr fortlassen, „noch Eins! noch Eins!“ schrieen nach jedem Liede die gedrängten Zuhörerschaaren, bis endlich der Vorhang unerbittlich geschlossen blieb. Müde sind wir schon lang jener „Alpensänger-Quartette,“ die ums gute Geld ihre Tyroler-Naivetät und gejodeltes Tyroler-Heimweh in der Welt herumzeigen und mit gefüllten Beuteln aus London und Petersburg zurückgekehrt sich beeilen, die Lederhose und Juppe mit modernem Rock und Hosen zu vertauschen; dießmal aber kam es ungesucht, frei, frisch daher, wie die Gemse, die auf hohem Berggrat plötzlich vor uns aufspringt.

Bei Tage war der dichtest umdrängte Punkt auf dem Festplatz immer der Gabentempel. Wie wässerte dem Schützen der Mund, wenn er die schimmernden Pokale, die reichen Waffen, alle die herrlichen Gaben sah! Er war wie die Ein- und Ausgänge des Festplatzes und der Hütte, wie man weiß, von bewaffneten Turnern bewacht. Alle Stimmen in den Zeitungen haben Freude ausgesprochen an dieser freiwilligen jugendlichen Volkspolizei, und doch ist dabei die Größe der Leistung nicht, wie sie verdient, hervorgehoben worden. Nicht

Jedermann hat wohl bedacht, was das für eine Geduldprobe, für eine Anstrengung war, Wenige wissen wohl, was es z. B. hieß, in der stürmischen Wetternacht des dritten Tags den Gabentempel hüten: die reiche Sammlung der Ehrengaben, die er enthielt, war von Diebsbanden ernstlich bedroht und auf jeden Laut mußte unter dem Getöse des Sturms und Regens peinlich geachtet werden. Die Hauptsache aber ist natürlich: wir haben uns selbst und dem Auslande zum erstenmal gezeigt, daß wir eine ungeheure Menschenmasse mit frei dienenden Kräften ohne die offizielle Polizei, mit einer Schaar schlanker Karabinerbewaffneter blutjunger Bursche in Ordnung zu halten vermögen, d. h. daß wir uns selbst beherrschen, und ein Volk, welches dieß kann, ist reif, seine Geschicke frei aus sich zu bestimmen.

Kommt einst wieder ein Tag, wo der Sturm in unser Volk fährt, er wird diesen Ordnungssinn erproben im Kleinen und Großen, er wird uns gefaßter, gesammelter, männlicher finden, als das Jahr 1848, und wir werden nicht mehr dulden, daß die reine Bewegung durch wüsten Unfug, durch Verbrechen besudelt werde. Es knüpft sich eine blutige Erinnerung an die Nähe des Ortes, wo wir uns befinden. Ich wollte den Leser aus den Pforten des Festplatzes noch auf die Bornheimer Heide hinausführen, eigentlich, um ihm das fröhliche Treiben des Volkes zu zeigen, das sich hier im Offenen, wo kein Eintrittsgeld zu entrichten ist, seinen Freitisch gedeckt, seinen Schwank als Anhang zum classischen Schauspiel bereitet hat. Ein Markt mit Buden jedes Inhalts hat sich hier aufgethan, Gaukler, Seiltänzer, Kunstreiter spielen, in seinem Leinwandkasten achtet der Pulcinell im

Frevel seines Humors nicht menschliche, nicht göttliche, nicht höllische Mächte, schlägt Tod und Teufel todt, entzückt einen dichten Kreis von Mägden, Bauern, Kindern, Soldaten — man will öfters sogar einen Professor mit sehr andächtigen Mienen in dieser unschicklichen Umgebung bemerkt haben —, vor dem bemalten Wachstuch erklärt leiernder Gesang, von der Drehorgel begleitet, die haarsträubende Mordthat, in deren Darstellung der Pinsel eines Rubens sich erschöpft hat; zahlreiche Wirthsbuden laden zu Trank und Speise ein, um die von so viel Glänzendem und Furchtbarem erschöpften Lebenskräfte zu erfrischen. Das muntere Völkchen hat über den gemalten Greueln das Bild vergessen, das drüben, ganz nahe, vor der schaudernden Erinnerung sich ausspannt, sieht nicht den blutigen Geist, der dort um die Pappelreihen schwebt. Ich will ein Stück Menschenschicksal erzählen, das, in wenige Stunden zusammengedrängt, im Jahr 1848 an mir vorübergegangen ist. Der Leser mag sich gefallen lassen, daß ein finsterer Schatten in das heitere Festbild hereinrage; eine Freudenstimmung hoher und ernster Art weist auch den Schauer nicht ab. Ich erzähle Wohlbekanntes; die Auffrischung mag sich durch das Gepräge des Erlebten rechtfertigen.

Am 18. September wurde in der Paulskirche über das Verhältniß der Schule zu Kirche und Staat verhandelt. Ich hatte früher den Antrag gestellt, diese Fragen auf das Ende aller Berathungen der Reichsversammlung zu verschieben, aus dem ganz einfachen Grunde, um die Verzögerung unseres Hauptzwecks, des politischen, zu verhüten, welche die Aufnahme dieser Verhandlungen durch die unzeitige Aufregung der

Leidenschaften innerhalb und außerhalb der Paulskirche mit sich bringen mußte. Ein guter Theil der geistlichen Herrn, die auf unsern Bänken saßen, und mit ihnen mancher glaubenseifrige Laie, waren nur um der kirchlichen Frage willen gewählt und für diese Debatte gerüstet, als wären wir ein Concil; die Linke ihrerseits konnte nicht gesonnen sein, zurückzubleiben, wo es sich um die geistige Freiheit und rein menschliche Bildung handelte; es drohte also wirklich eine heillose Verschleppung unseres eigentlichen Geschäfts, für das wir wahrlich keine Zeit zu verlieren hatten. Als ich jenen Antrag stellte, bekämpfte ihn mit besonderer Lebhaftigkeit der Fürst Lichnowsky; er sprang mehreremal auf die Rednerbühne, ich auch. Er hieng und steckte mit dem katholischen Klerus zusammen. Mein Antrag gewann alle Aussicht auf Erfolg; über Nacht aber fiel ihm Alles, die Linke wie die Centra, wieder ab. Warum? Das ist mir heute noch nicht ganz klar. So begannen denn im September diese Debatten und da sie einmal nicht aufzuhalten waren, so wollte ich auch nicht schweigen und versuchte am genannten Tag meine Ansicht auseinanderzusetzen: die einzige längere, doch nicht lange Rede, womit ich die Versammlung beschwert habe und die ich nur erwähne, um ihren hastigen Charakter aus der Lage des Augenblicks zu erklären. Denn kaum hörte man noch einem Redner zu: draußen stand das Militär und wurden ihm gegenüber die Barrikaden gebaut. Ich gieng noch während der Sitzung auf den Platz vor der Paulskirche hinaus und sah dem seltsamen Schauspiele zu, wie die Soldaten, Gewehr bei Fuß, es ruhig geschehen ließen, daß vor ihren Augen unter Geschrei, Verwünschungen und Steinwürfen die flüchtigen

Bollwerke des Straßenkampfes aufstiegen. Hier stand nun auch Lichnowsky, trat, als er mich sah, hart an mich heran und sah mir mit der Lorgnette ganz nah in's Gesicht, wie man einen Käfer auf einem Blatt ansieht; ein ironisches Zucken in den Mundwinkeln schien zu sagen: ich muß mir doch meinen furchtbaren Gegner von dazumal näher beschauen. Ich warf mich rasch herum und drehte ihm den Rücken zu. Er ließ es geschehen, ich war aber nachher doch nicht einig mit mir, ob ich mir gegen die aristokratische Frechheit hinreichende Genugthuung genommen habe. Lichnowsky's ganzes Wesen war eine fortdauernde Verletzung und Herausforderung des Bürgerlichen; hier sagte jeder Zug, daß „der Mensch eigentlich mit dem Baron anfange." Er hatte ein schönes Profil, fast griechisch geradlinig, gefälligen Wuchs, soldatisch aufrechte Haltung; neben dem Ausdruck des hocharistokratischen Selbstgefühls spielte aber aus den beschleierten Augen, lief zuckend und zupfend über die Züge und durch alle Bewegungen der Gestalt ein prickelnder Funke der Lüsternheit. Er war einer unsrer besten Redner, denn er las nicht fertig aus dem Gehirn ab, was er redete, sondern erzeugte es nach Inhalt und Form gegenwärtig, es wurde vor den Augen der Zuhörer, es kam warm, so eben erarbeitet, aus dem Innern, freilich aus einem Innern, das Ein großes Vorurtheil war. Dabei konnte man über den sichtbaren Mangel an wirklicher Bildung, selbst gründlicherer Schulbildung lachen, der in groben Sprachschnitzern zu Tage trat, wie z. B. „das historische Recht hat keinen Datum nicht." Ich also war unzufrieden mit mir, besann mich nun, ob ich nicht einen weiteren Schritt thun sollte, und mußte mir doch sagen, daß hiezu der Augenblick

verpaßt war. Ich gieng unschlüssig, verstimmt gegen zwei Uhr, als die Sitzung geschlossen war, nach Hause. Ein Mensch, um den ich mich bisher nichts bekümmert hatte, war mir nun ein Dorn im Auge, ich haßte ihn. Ich ahnte nicht, wie bald sich der Haß in Mitleid verwandeln werde. So recht in der „Maienblüthe seiner Sünden" war der Mann vor mir gestanden. Ich ahnte nicht, daß er in wenigen Stunden gemähet sein sollte.

Ich wohnte in der Dönges-Gasse. Meinem Hause nahe fand ich eben noch den Durchgang an einer Barrikade, die noch nicht ganz geschlossen war. Neben derselben sperrte eine zweite, im Winkel zu ihr gestellt, die schmale Hasengasse ab; beide füllten sich so eben mit wenigen gut bewaffneten jungen Männern und schlecht oder gar nicht bewaffnetem Gesindel, Knaben mit rostigem Bajonet auf einem Pfahl u. dergl. Von meiner Wohnung konnte ich Alles übersehen. Ich meine, es war um drei Uhr, als der Kampf begann; der erste Angriff, der überhaupt gegen eine Barrikade gemacht wurde, hat an dieser Stelle stattgefunden. Etwa eine halbe Compagnie Oestreicher, Böhmen, kam vom Liebfrauenberg mit gefälltem Bajonet anmarschirt; ich sah deutlich, daß die Mannschaft, als sie an der Biegung der Straße erschien und ihrerseits der Barrikade und der Bewaffneten, die mit angelegten Flinten auf ihr lagen, ansichtig wurde, wie fragend den Officier anblickte, als wollte sie sagen: sollen wir denn in breiter Linie gegen den Feind anrücken, damit er so recht in's Volle schießen kann? Der Oberlieutenant veränderte sein Commando nicht, die Doppellinie näherte sich der Barrikade; die Leute, die im Anschlag auf ihr lagen, nur etwa zehn Mann, aber tüchtige

Bursche von der Klasse der Arbeiter, schwenkten die Hüte, ließen die Republik leben und gaben ihre Salve. Drei Oesterreicher fielen. Ich habe nachher gehört, daß Einer von ihnen starb; eine Kugel hatte ihn vor die Stirn getroffen und war, schlecht geladen und gehemmt durch den Widerstand des Käpi-Schildes, in der Hirnschale stecken geblieben; in bewußtlosem Zustand lebte er noch mehrere Tage. Der Offizier wurde jetzt sichtbar unschlüssig; er meinte gewiß, das Innere der Barrikade sei voll von Bewaffneten, führe etwa auch in weiteren Hinterhalt und er dürfe seine Mannschaft nicht daran wagen, sie im Sturme zu nehmen. Das vorletzte Haus vor der Barrikade steht hinter der Reihe zurück; auf das freie Plätzchen, das hiedurch an der Seite der Straße sich öffnet, führte er seine Mannschaft und commandirte nun Feuer. Fast ohne Erfolg, denn die Barrikadenmänner hatten sich in das Innere ihrer dürftigen Schanze zurückgezogen, doch in den Eckhäusern befanden sich ebenfalls einige Kämpfer, und ein Verwundeter, der winselnd von zwei Kameraden in das Haus meines Nachbars, eines Chirurgen, geführt wurde, muß dort durch das Fenster getroffen worden sein. Der Offizier kam immer noch zu keinem Entschluß; einige seiner Leute stellten sich gebückt mit gespanntem Hahn an den Fuß der Barrikade und lauerten, ob sich kein Feind auf ihr zeige; während dessen stand er kurze Zeit vor dem Hause gegenüber seiner Mannschaft; zwischen der Ecke desselben und der Barrikade war ein schmaler Raum offen gelassen; durch diese Lücke sah ich einen Knaben den Arm schieben und auf den Offizier, der die Gefahr nicht bemerkte, eine Terzerole abdrücken; die rostige Waffe versagte. Bald darauf zog er mit seinen Leuten

ab und hinter ihm her scholl der Jubel der Vertheidiger, die so unvermuthet geschont waren und sich für wirkliche Sieger hielten.

Den Offizier trifft nach meiner Ueberzeugung kein Vorwurf; er war sicherlich das Opfer verkehrter Befehle. Es ist bekannt, daß das Obercommando mit Absicht den Bau der Barrikaden zugelassen hat, in der Meinung, sie nachher mit leichter Hand zu nehmen, und in der Hoffnung, an den mühelosen Sieg einen allgemeinen Umschlag zu Gunsten der Reaction zu knüpfen. Das Letztere ist gelungen, der Sieg aber war nicht so leicht, als man gemeint hatte. Der militärische Uebermuth, womit man überall in vollen Linien gegen die Barrikaden anrückte, statt die Häuser zu durchbrechen, aus den Fenstern und, Mann hinter Mann, von den Seiten der Straßen zu feuern, hat sich bekanntlich bitter bestraft und weit mehr braves Soldatenblut gekostet, als zugestanden worden ist. So war denn auch dem Führer dieser kleinen Infanterie-Abtheilung der Linienangriff offenbar vorgeschrieben und die Erwartung, er werde seine Mannschaft als Sieger durch bloße Drohung ohne Kampf unversehrt zurückbringen, so zuversichtlich ausgesprochen, daß er nichts zu wagen wagte.

Die Barrikaden vor meinem Hause wurden nicht weiter beunruhigt und nach und nach verlassen. Inzwischen hörte man längst von allen Seiten der Stadt das Knallen des Gewehrfeuers und müde Kugeln schwirrten wie zwitschernde Schwalben über unsern Dächern weg. Abends kamen die Hessen und eröffneten den lebhaften Kampf in der Fahrgasse, in welche die Döngesgasse mündet. Ihre Schützen schickten, wo sich in dieser noch ein Bewaffneter zeigte, einige Kugeln

herein. Ein schöner, großer, schlanker junger Mensch wurde von der Fahrgasse tödtlich verwundet heraufgebracht und in dem Nachbarhause des Chirurgen niedergelegt; ich habe des andern Tages seinen Leichnam noch im Hausflur liegen gesehen; es war meines Erinnerns ein Mechaniker aus Heidelberg. Endlich in tiefer Nacht war auch Artillerie angelangt und man vernahm die dumpfen Schläge ihres Geschützes. Jetzt hörte ich es ganz nahe rasseln, dann zwei Kartätschenschüsse fallen. Sie galten der Barrikade in meiner Straße: sehr überflüssig, denn, wie gesagt, sie war verlassen. Unmittelbar darauf ein Lärm, Rumpeln, Schimpfen: die Hessen überstiegen den flüchtigen Bau; eine kurze Stille schien Folge der Ueberraschung, da man das Innere leer fand; jetzt vernahm ich einen wirren Wortwechsel, mehrere Gewehrschüsse fielen, ihnen folgte ein kurzes Aechzen. Ein kleiner Schneider war Abends am Fuß der Barrikade eingeschlafen, von den Seinigen vergessen, die Soldaten finden ihn, wecken ihn unsanft, er wird grob, schimpft und sinkt, von Kugeln und Stichen durchbohrt. Ich hatte ihn Nachmittags wohl bemerkt; er war der Aufgeregteste unter dem Barrikadenvolke gewesen.

Ich erzähle nicht, welchen Anblick am andern Morgen die Stadt bot; man weiß es aus mancher Schilderung und kann sich ohnedieß leicht ein Bild machen. Im unendlichen Gedränge finde ich einen Collegen aus der Paulskirche, erwähne im Gespräch den Fürsten Lichnowsky als einen Lebenden; — „weißt du es denn noch nicht? er und Auerswald sind ermordet" — er erzählte mir den Hergang. Es war bekanntlich der kitzelnde Fürwitz, die vordringliche, eitle Geschäftigkeit, was den Mann in die Hände der Scheusale geführt hat,

die da meinten, durch den schnöden Mord des immerhin schädlichen, aber vergleichungsweise doch gleichgültigen Individuums die Freiheit und das Vaterland zu sühnen. Schon Vormittags hatte er mit eingezwickter Lorgnette voll vornehmen Hohns im Gesichte den Barrikadenbau beäugelt. Nachmittags ließ es ihm keine Ruhe, er mußte sich zeigen, sich zu thun machen, sich an den Laden legen, an der Militär-Schabracke seines Pferdes mußte der Soldat kenntlich sein, der hier Geschäfte halber — Niemand brauchte, Niemand rief ihn — natürlich nicht fehlen durfte, und der arme Auerswald, den eine Ahnung warnte, mußte mit ins Verderben. Sie ritten der württembergischen Artillerie entgegen, die von Friedberg her erwartet wurde und auch ohne sie kam. Sobald die ersten Schüsse aus der wild empörten Rotte fielen, die aus dem Friedberger Thore kam und Lichnowsky erkannte, verlor er mit seinem Begleiter den Kopf; wenige Schritte von dem Gärtnerhaus, wo sie sich versteckten, und sie wären auf der Bornheimer Heide gewesen, wo die Reiter nicht einzuholen waren. Das Weitere weiß man.

Am Nachmittage gieng ich mit einem Bekannten in den Spital, den Leichnam des Gemordeten zu sehen. Grausen überfiel mich, halb ohnmächtig sank mein Begleiter an die Wand, als uns der Kopf des Todten aufgedeckt wurde. Es waren nicht die Wunden: wir sahen nur den Streifschuß in der Kopfhaut, nicht den zerhackten Arm, nicht den durchschoßnen Unterleib; nein, es waren die Schauer eines entsetzlichen Todes, die auf diesem Angesichte stehen geblieben waren und ihm den Stempel des versteinernden Medusen-Hauptes aufdrückten. Auf diesen Zügen spielte und hüpfte

noch vor vierundzwanzig Stunden der Muthwille des üppigsten Lebens, sprang „der Geck Gelächter“ hin und wieder, und jetzt — —

Doch verlassen wir die Stätte der Todesschatten, auf die ich den Leser seitab von einem farbenreichen Festesbilde geführt habe; kehren wir von der Stille der Leichenkammer ins warme Leben, in den fröhlichen Lärm zurück: begeben wir uns in die Schießhütte und vergessen den Knall des Mörderschusses über dem endlosen Geknatter der Stutzen, die harmlos nach der hölzernen Tafel zielen.

Ein Schützenfest zerfällt in zwei sehr verschiedene Seiten. Das Schießen ist Arbeit und hat etwas vom Handwerk; es will seinen besondern, getrennten Raum und macht einen unharmonischen Höllenlärm: eine herbe Realität, welcher die Idealität des künstlerischen Schmucks, Gesangs, der Musik, der Reden in der Festhütte als voller Kontrast gegenübersteht. Ein Sängerfest ist mehr aus Einem Guß; an den Mittelpunkt, der selbst idealer Art ist, schmiegt sich leicht und flüssig jede andere Aeußerung des Schwunges, der die Gemüther hebt und in Einem Strome führt. Knallend, pfeifend, heulend durchschneidet die Kugel die Luft, ungleich, in mißstimmigem Wechsel, bald wie Peloton, bald durch Pausen getrennt, knattern die Schüsse und betäuben das Ohr; leicht und ätherisch, in geordnetem Einklang, schwebt der Gesang auf den Wellen der Luft, von da zur Festrede, zum gehobenen Gespräch, begeisterten Trinkspruch, Worten der Liebe, Händedruck alter und neuer Freunde ist kein Sprung, nur ein Schritt, es geht in Einem Zug. Die Schießhütte ist wie eine Werkstätte, man hat nicht viel Zeit zum Sprechen

und kann vor dem Geknall einander kaum verstehen; viele tragen gar Schürzen wie Spengler oder Buchbinder, der lädt, der hämmert an seinem Korn, der putzt den verrußten Lauf, der arbeitet sich durch das Gedräng an den Schießstand, der zielt, der drückt los; da stellt man dir einen Herrn so und so vor, der deine Bekanntschaft machen möchte: „sehr angenehm — sehr viel Ehre — bitte, erlauben Sie nur, daß ich erst die Kugel hier aufsetze" — er erwähnt etwas von Literatur — „Ihre Prinzipien, mein Herr" — die Kugel will nicht ins Rohr — „Erlauben" — „Was? Wie?" — keine Möglichkeit zu verstehen, und so bestellst du Geschäfte halber den neuen Bekannten auf den Abend in die Festhütte, wo du ihn so gewiß findest als eine Stecknadel in einem Heuwagen. Allein das Sängerfest erkauft seinen Vorzug mit einem Nachtheil: es ist weiblich wie die Musik selbst, ein Schützenfest ist männlich. Waffenspiel als Mittelpunkt des Ganzen: hier ist das höhere Fest. Dieß gilt sogar noch abgesehen von der politischen Bedeutung. Das Bild, das ich von der Schießhütte gegeben, ist nur halb, nicht einmal halb richtig. Es geht in diesem Raume nicht so prosaisch her, wie es danach scheinen möchte; er hat auch seine Poesie. Es ist freilich Anstrengung, den Kopf klar zu erhalten unter dem tollen, unverschämten Krachen, das alle Nerven aufregt, anfangs völlig berauscht; man muß die fünf Sinne hübsch zusammennehmen, im Laden nichts zu verfehlen, das Zündhütchen nicht aus Zerstreuung am Ladetisch aufzusetzen; das Zielen will die ganze gespannte Aufmerksamkeit des Auges und wache Schärfe des Denkens; es will mehr, vollends dann, wenn es sich um einen Schuß in die Stichscheibe, die

heiß umworbene Bringerin der Ehrengaben handelt; der Gedanke: jetzt, jetzt gilt es, fährt wie ein Dämon in die Nerven, regt den Puls auf, es flirrt vor den Augen, die Hand zittert wie im Fieber; die neugierigen Zuschauer im Rücken vermehren die Befangenheit; kurz, es ist wie ein mündliches Examen. Nun muß der straffe Wille aufgeboten werden, dieses Irrsein, diese Beneblung niederzukämpfen; anfangs will es nicht gelingen, denn eben die Absicht, dieß zugespitzte Wollen vermehrt nur das drangvolle, die Herzgrube beengende Gefühl, daß in dieser Sekunde Alles auf der haarscharfen Messerspitze der Entscheidung steht; der Schuß wird „verwackelt, verzappelt.“ Wer sich anlügen könnte, es sei gleichgültig, es sei nur so gethan oder Schuß in die Stichscheibe sei nur Schuß in die Kehrscheibe! Vergebens ersinnt der Kopf alle List, die vibrirende Phantasie zu hintergehen; nur die Wiederholung, die Uebung, die Erfahrung gibt ihm endlich die nöthige Kälte, die Ueberlegenheit über den rebellischen Nerv. Aber eben das Bewußtsein: du hast nicht nachgelassen, bringt freudiges Selbstgefühl und dieß ist die Stimmung, die in der Festhütte waltet. Es ist ein eisenhaltiges, ein stählernes Element, worin man sich hier bewegt. Es befreit auch die Sinne, nachdem es sie in wildem Aufruhr verstört hat. Es geht wohl manchem so wie mir: Wagengerassel, verwirrendes Durcheinander von Gesprächgruppen an einem Tisch kann meine empfindlichen Sinne in einen Zustand der äußersten Qual versetzen, der Knall des Schießens entlastet, entbindet mir nach kurzer Aufregung die Nerven; wie oft bin ich mit eingenommenem Kopf, bleiernem Druck über trüben Augen mürrisch zum Schießstand

geschlichen und hell, frei, mit kühlem, klarem Hirn hinweggegangen! Es ist das Entschiedene, das Ganze, das Durchschlagende in der Explosion, was neben der kräftig anspannenden Thätigkeit diese Wirkung hervorbringt. Zu dem allem kommt nun als Hebel männlichen Selbstgefühls beim Schützenfeste der Wetteifer, das Ringen mehr um die Ehre als um die Preise, und man braucht kein Handwerks-, kein „Provisionsschütze" zu sein, um das Energische zu empfinden, was darin liegt. Doch die Schießstätte ist nicht nur durch das Kraftgefühl, das sie bringt, ein Ort des Frohseins, sie hat auch ihre positiven Freuden. Der gelungene Schuß macht nicht allein dem Schützen Spaß, die Umstehenden freuen sich mit, selbst der Warner ist nicht stumme Amtsperson, — in Frankfurt waren es bayrische Jäger, gar anstellige Bursche, die nicht als gleichgültige Maschinen, sondern mit der Theilnahme und dem Humor des Fachmanns ihren Dienst verwalteten und schmunzelnd, wohl auch mit einer gemüthlichen Bemerkung dem glücklichen Schützen den Zettel verabreichten. Hatte nun eben Einer die Zahl der guten Schüsse vollendet, die einen Becher eintrug, oder traf Einer gut in eine Stichscheibe, so fehlte nach alter Schützensitte nicht der obligate Jubel, das laute Ju! Ju! der Umstehenden und in seines Herzens Freude sieht man den Glücklichen weglaufen, den Becher zu holen oder aus der Hand des Controleurs das beseligende Blatt nehmen, darauf sein preisgewinnender Tellschuß, seine Apollothat vermerket ist. Und nun erst der geistige Hintergrund, auf dem das alles vor sich geht, in tiefster Seele das Bewußtsein, daß hier eine Nation ihre Stämme versammelt, um einmal in ihrer

Verbrüderung den wahren Boden zur politischen Einheit zu legen, das Bewußtsein, daß dieß Spiel zu einem Ernste führen, daß hier der Keim einer gründlichen Umbildung unseres gesammten Wehrwesens liegen muß und daß einer waffengeübten Nation noch ein anderer Schuß gelingen wird, der große Hauptschuß in das Centrum der Scheibe Deutschland!

Der Gegensatz zwischen Schützenarbeit und Festschwung wird uns nun doch fließender erscheinen als auf den ersten Blick; es ist denn doch nicht ein Contrast wie Werktag und Sonntag, von der Schießhütte in die Festhütte führt nicht ein Sprung, sondern ein Schritt. Nicht bloß der Schütze, der mit einem herausgeschossenen Festbecher hinüberläuft, um ihn jubelnd mit seinen Kameraden einzuweihen, zu „verschwellen," bringt die rechte Stimmung dahin, nein, Jeder, der nicht reiner Schießphilister ist. Da kommt ihm denn der festliche Raum entgegen und statt des Geknatters der Schüsse empfängt ihn die herzlösende Musik und entbindet das Gefühl, das unter dem Ernste seiner Anstrengungen nicht geflohen war, aber nicht wirklich zu Worte kommen durfte.

Das Salz der Rede soll und kann einem solchen Feste nicht fehlen. Es muß heraus, es muß laut auf die Lippen, was Alle bewegt; die Bedeutung des Festes muß öffentlich, feierlich in Worte gefaßt werden. Die Begrüßungsreden genügen nicht; dem Feste selbst, nachdem es im Zug ist, gebräche der Punkt auf dem J, wenn nicht wieder und wieder in mancherlei Form von Rednern ausgesprochen würde, um was es sich handelt. Aber eigentliche, entwickelte Reden waren nicht am Platz. Sie verlangen einen Raum, wo man den Redner überall hört, und eine stille Versammlung. Es

konnte nur während des Mittagsmahls gesprochen werden, Abends im ungeheuern Getöse der überfüllten Halle war es unmöglich und von Anweisung irgend eines städtischen Raums zum gesonderten Zwecke politischer Reden konnte, versteht sich, keine Rede sein. Das Fest war allerdings politisch und unsre künftigen Schützenfeste sollen und werden es auch sein, aber es war ein Fest und keine politische Versammlung. Rede war nöthig als Ausdruck davon, daß es ein politisches Fest war, und doch konnte es nicht anders sein: das Fest überrauschte diesen Ausdruck ebensosehr, als es ihn bedurfte. Der Sprecher mußte die Stimme durch das unendliche Geräusch in den weiten Räumen, wo der entferntere Esser leicht gar nicht einmal merkte, daß Jemand auf die Rednerbühne gestiegen, gewaltsam durchdrücken und auch dann vernahm ihn nur die nähere Umgebung und wer sich zu ihr herdrängte. Auch war die Arbeit, das sohlenlederharte Fleisch zu sägen und zu malmen, so groß, daß sie leicht die ganzen Kräfte in Anspruch nahm; während man an diesem Objekt zupfte und zerrte wie eine Ente an einem großen, alten Frosch, konnte man einen Demosthenes überhören. So waren denn die Reden mehr eine Art Tafelaufsätze, Schaugerichte oder, wenn der Ausdruck verletzen sollte — was er nicht will — eine Art rhetorischer Tusch, Trompetenstoß der Zunge, wobei es auf den Inhalt weniger ankam; je enthusiastischer, unbestimmter, desto besser, je mehr Versuch, zu beweisen, zu entwickeln, zu präcisiren, desto schlimmer angebracht. Durch die Kürze der Zeit, die der einzelne Redner einhalten mußte, war denn auch dafür gesorgt, daß er in dieser Form sich bewegte. Aber vor etwas

Anderem war mir, ich gestehe es, zum Voraus bange. Wer warm spricht, der spricht seine Ueberzeugung aus; wie sollten sich alle Redner darauf beschränken können, bloß dem Gefühle, das uns zum gemeinsamen Streben nach Einheit verbindet, Worte zu leihen und nicht die Frage über die Form zu berühren, in welcher diese Einheit erstehen soll? Und wer kann diese Frage berühren, ohne in jene Sphäre hineinzugreifen, wo der unselige Zwiespalt liegt, der uns im Denken und Wollen trennt? Wer ist nicht Partei? Und wer kann feurige politische Worte reden, ohne daß er seinen Parteistandpunkt ausspricht? Wer aber verletzte nicht die Gegenpartei und rief ärgerliche Auftritte hervor, wenn er es that? Welche Vorsicht, welchen Takt forderte es, diese Klippe zu umschiffen! Wer nun diese Gefahr bedachte, der wird gestehen müssen, daß im Verhältniß zu alle dem, was zu befürchten nahe lag, außerordentlich wenig des Taktlosen vorgekommen ist. Auch hier war es die Großheit des Festes, die Hoheit der Stimmung, was die Menschen hob und Maaß lehrte; aber daß die Lehre des Augenblicks gelehrige Geister fand, dieß beweist einen erfreulichen Reifegrad der Nation. Man höre die Schweizer darüber, wie es auf ihren Schützenfesten oft zuging, ehe sie zur jetzigen Eintracht gelangt sind, welcher Zank und Streit da getobt hat, welche Leidenschaften ausgebrochen sind! Ja einmal, im Jahr 1844, als in Basel Ober- und Unterwallis noch in der frischen Wuth vom vorhergegangenen Kampfe beim Schützenfest zusammenkamen, war es nahe daran, daß das Spiel des Schießens sich in blutigen Ernst verwandelt hätte!

Will man in Beurtheilung der wenigen Fehlgriffe, die allerdings vorgekommen sind, billig sein, so muß man sich gestehen, daß die „Kleindeutschen" hier in einer schwierigeren Lage waren, als die „Großdeutschen." Das Fest war durch die Vereinigung aller Stämme der Nation, worin jedoch, wie man wußte, die Gegner des Programms vom preußischen Primat vorwogen, numerisch großdeutsch. Wohlgemerkt: nur numerisch. Nimmt man das Wort in dem Sinn, als ob dadurch das innere Recht der Partei einen Zuwachs an Gewicht gewonnen hätte, so kommt mir der Streit, ob das Fest klein- oder großdeutsch gewesen sei, sehr müßig, ja lächerlich vor. Allerdings befanden sich die „Großdeutschen" auf dem Fest in einem entschiedenen Vortheil auch außer dem des Uebergewichts an Zahl. Sie hatten es durchgesetzt, daß der Mißgriff der Einladung an die Italiener rückgängig gemacht wurde; jene Einladung konnte aber als ein Ausdruck der „kleindeutschen" Parteiansicht aufgefaßt werden, sofern sie geneigt ist, in den Feinden Oesterreichs nicht Feinde Deutschlands zu sehen; in diesem Sinne war dem Fest ein faktischer Sieg der großdeutschen Partei über die kleindeutsche vorausgegangen. Sie war aber auch an sich und überhaupt in der Lage, sich leichter vor taktlosem Aussprechen ihrer Parteimeinung zu hüten. Der bloße Anblick der vereinigten Stämme, das unmittelbare Gefühl, daß hier alle gleich seien, mußte dem „Großdeutschen" doch als Bestätigung seiner Ansicht erscheinen, daß kein Theil Deutschlands sich über die andern Theile stellen dürfe; dieß gab ihm Sicherheit, Bewußtsein des Rechtes, der Ueberlegenheit, und so fiel hier der Sporn, die Versuchung von selbst weg, mit lautem Worte die

Gegenpartei unsanft anzufassen. Für den „Kleindeutschen" dagegen, der sich in der Minderzahl wußte, der gewohnt ist, für seine Meinung, gerade weil sie in einem großen Theile Deutschlands verhaßt ist, mit Eifer Propaganda zu machen, für ihn mußte der Reiz, hier ins Volle zu greifen, herauszulangen, ungleich größer sein. Angesichts dieser Versuchung muß man denn zugeben, daß die „kleindeutschen" Redner sich im Ganzen und Großen taktvoll benommen haben; selbst die Sprecher aus der preußischen Kammer, die noch warm aus einer Umgebung kamen, wo die preußische Hegemonie nicht wollen ungefähr so viel ist als Gott und Vorsehung läugnen, haben sich rücksichtsvoll mit entfernten Andeutungen begnügt, die man leicht hingehen lassen konnte.

Der einzige eigentliche und ordentliche Bock, der von einem Mitgliede des Nationalvereins geschossen worden ist, mag ruhen in Frieden; wir wollen seine Gebeine nicht aufwühlen; es ist des Lebtags, der über ihm und Herrn Wildauers Gegenschuß gemacht worden, ohnedem zu viel.

Es konnte nicht fehlen, daß neben unsern zwei Hauptparteien auch die demokratische auf dem Schützenfeste reichlich vertreten war. Wir unterscheiden billig zweierlei Demokraten: verständige und besonnene, die begreifen, daß man mit der Idee der Republik die deutsche Gegenwart nicht anfassen kann, daß sie für jetzt und für lange Zeiten ein Instrument ohne Handhabe, ein Schlüssel ohne Griff und Bart ist, und blinde, die das nicht erkennen, weil sie seit 1848 nichts gelernt haben. Jene werden sich bescheiden, auf dem gegebenen realen Boden im Kampfe für Volksrecht zu erreichen, was gehen und stehen mag, und so besonnen einer späten Zukunft vorzuarbeiten,

die uns, wenn der Himmel will, aus einem unlösbaren Entweder Oder durch ein klares Weder Noch befreit; sie begreifen, daß Tag und Nacht Revolution träumen und mit Revolution drohen keine Politik ist, daß eine Nationalbewegung keine schlimmeren Feinde hat, als die, deren ganze Weisheit in diesem Worte liegt; was aber immer werden mag, sie gehen von einem organischen Begriffe des Staates und vom gesunden Egoismus des nationalen Bewußtseins aus, sie stellen den Staat und seine Ordnung über den Einzelnen und seinen schrankenlosen Freiheitstrieb, das Interesse ihrer Nation im Politischen über weltbürgerliche Sympathien; sie wollen und wahren ihre Ehre auf alle Fälle, auch jetzt, auch ehe sie ist, was sie sein kann. Diese aber stecken mit den Mazzinisten aller Länder unter der Decke der großen Propaganda für die Revolution zusammen, schimpfen herum auf das thatlose, träge Deutschland und würden lieber heut als morgen die rothen Hosen kommen lassen, um es zu befreien; sie arbeiten an der Knetung eines allgemeinen Völkerbreis der Freiheit, worin vor Allem das eigene Vaterland als zerdrücktes Korn verschwinden würde; sie kennen nur Einzelne, das Allgemeine soll machtlos, ein nothdürftiger, äußerlicher Verband sein; ihr Ideal ist Gesetzlosigkeit; sie sind Chiliasten, sie träumen vom tausendjährigen Reich und meinen, es komme über Nacht; sie verschmähen die Geduldarbeit, die im Tageslichte der laufenden öffentlichen Fragen Stein auf Stein zum langsam steigenden Bau fügt, und wühlen statt dessen an einer unterirdischen Stadt, in deren lichtlosen Gängen sie sich Herrn der Welt träumen; sie haben über Legionen zu verfügen, weil sie in irgend einem Keller ein paar Kisten mit rostigen Flinten

versteckt halten; sie dürfen nur stampfen und die unterhöhlte Oberwelt bricht zusammen; eines schönen Morgens strecken sie den Kopf aus ihrem Maulwurfbau und machen große Augen, wenn ihnen die wachsame Reaction eine Maulschelle versetzt, daß ihnen der Kopf fünfzehn Jahre und länger krumm auf dem Halse sitzt. Diesen Gegner wach zu rufen und wach zu halten, ist Niemand geschäftiger, als sie selbst; sie erklären den General für einen schlechten Kerl, der nicht mit erhabner Beredtsamkeit dem Feind ankündigt: morgen werde ich dich angreifen! Wer seine Mittel berechnet, den verdammen sie, wer einer ungeheuren Verrechnung zum Opfer gefallen ist, den gesellen sie zu den großen Märtyrern der Menschheit.

Ich weiß nicht, ob die Stimmen, die von der Rednerbühne in Frankfurt Robert Blum und Trützschler leben ließen, aus diesem Lager kamen. Ich schloß es aus der großen Unzeitigkeit des Hochrufes, aber ich kann mich irren. Wer wird diese zwei Unglücklichen nicht im tiefsten Herzen bedauern! Wer die blutige Ausbeutung des Siegs, die Rachehandlungen der Reaktion im Jahr 1849 nicht beklagen und verwünschen! Aber Robert Blum und Trützschler an dieser Stelle leben lassen hieß: die Gegner an den Mord Friedrichs von Gagern, Latours und jener Zwei erinnern, an deren blutiges Ende uns die nahe Heide gemahnt hat, hieß erklären: wenn es wieder losgeht, wollen wir wieder so unklug uns in einen confusen, wüsten Aufstand mischen, wie Robert Blum, und so Angesichts einer Nation, deren unendliche Majorität sonnenklar gegen uns ist, Angesichts großer Heere, die uns sonnenklar bekämpfen werden, es noch mit einer Revolution versuchen, wie Trützschler, es hieß in der friedlichen, schönen

und großen Bewegung dieses Festes einer Welt wohlgerüsteter Gegner, die unser freudiges Auferstehen hassen und verachten, allen reaktionslustigen Elementen in Adel und Heer und Kanzlei mit lauter Stimme zurufen: gebt Acht, seid auf der Hut, seid bereit, daß ihr uns zu rechter Zeit wieder auf die Köpfe schlagt, wie 1849!

Indem mir hiebei ins Gedächtniß kommt, wie unsinnig man im Jahr 1848 die Soldaten reizte, um sie ja zu recht entbrannten Feinden der verzerrten guten Sache heranzuziehen, wie man sie mit: „Schergen der Tyrannei, verthierte Söldlinge“ und andern liebenswürdigen Namen beehrte, so ergreife ich den Anlaß, vom Verhalten des Militärs zum Schützenfeste einige Worte zu sagen. Eine Anzahl bayrischer Offiziere in Schützenjuppen waren, wie ich vernahm, mit ihren Landsleuten gekommen; auf dem Festplatz sah man anfangs sehr selten eine Uniform, allmählig fanden sie sich häufiger ein, österreichische, bayrische, frankfurtische; am spätesten schienen die preußischen Zutrauen zu fassen, doch blieben sie nicht aus. Ich gestehe, daß ich mich freute, so oft ich einen Offizier sah. Wir werden, seitdem wir wieder etwas im Zuge sind, doch wohl nicht wie in den Flegeljahren der deutschen Bewegung damit anfangen wollen, unsere Heere zu beleidigen. Wir werden das Institut des stehenden Heers nach wie vor bekämpfen und nicht ruhen, bis wir ein Volksheer an seine Stelle gesetzt haben, aber wir werden nicht vergessen, daß dieß keine Bürgerwehr sein soll, sondern ein fester, strenger Organismus mit ausreichend großem Rahmen von Berufs-Soldaten, wir werden nicht nachgeben, bis wir die eckelhafteste Fratze der Menschheit, die ein Gott in seinem Zorn

erschaffen hat: die Mischung von Bürgerverachtendem Soldaten-Hochmuth, Adelstolz und Blasirtheit im Junker-Offizier vom reinen Wasser hineingetreten haben in den Schlamm der Schande, wohin sie gehört, aber wir werden wohl beherzigen, daß unzählige brave und gebildete Offiziere in unsern Heeren sind, deren Herz für Deutschland schlägt wie das unsrige, welche die Schmach unserer Zerrissenheit wo möglich noch tiefer empfinden, als wir, welche die Zeit- und Kräfteverschwendung der zwecklos langen Präsenz und Dressur verwünschen, wie wir, wir werden endlich wohl bedenken, daß unsere Soldaten unseres Vaterlandes Kinder, unsere Brüder, unsere Söhne sind. Kurz, der Kampf gegen eine Einrichtung und ihre Mißbräuche soll kein Kampf, kein Haß gegen die Leute sein! Auch das werden wir einsehen, daß es im Auslauf unserer letzten Erhebung kindische Thorheit war, die Heere zu unterwühlen, Einzelne um Einzelne zu bearbeiten und zur Untreue gegen den Eid zu verführen; die Frucht dieser Aussaat war doppelte, durch Grimm geschärfte Kampflust, Rachwuth des tief erbitterten Standes gegen das Volk, die Schuldig und Unschuldig, berechtigte und unvernünftige Forderung nicht mehr unterschied und rücksichtslos zuschlug. Wenn eine Staatsform jählings verändert wird, mag es nicht ohne einzelnen Kampf zwischen Volk und Heer abgehen; die wahre Veränderung ist aber immer die, die das Heer in seiner Ordnung beläßt und ihm nur andere Führer gibt. Umbildung seiner Organisation aber ist Sache der friedlichen Reform.

Unter allen Rednern habe ich keinen gehört, der das Wesentliche, um was es beim Schützenfest sich handelte,

genügend dargethan hätte. Mehrere Schweizer haben es betont, auseinandergesetzt hat es keiner. Dieß ist natürlich kein Vorwurf, denn wie gesagt, hier war nicht der Ort zu erschöpfender Entwicklung. Daß gerade Schweizer es gewesen sind, die auf den Hauptpunkt den Accent warfen, ist natürlich. Wer unter Schweizern lebt, der weiß aus ihrem Munde, daß sie ohne ihre Schützenfeste an dem politischen Ziel, das sie glücklich erreicht haben, nicht angekommen wären. Auf ihnen vor Allem haben sie praktisch gelernt: gegenseitige Duldung der Parteien, Confessionen, der Kantone, Stämme, Stände; sie haben gelernt, den Gegner ertragen, weil er einmal da ist, sich einfach in diese Thatsache fügen, begreifen, daß man miteinander vorwärts muß und daß man einfach nicht vorwärts kommt, wenn man sich nicht fügt; sie haben gelernt: Disziplin in der Unterordnung unter den einen, großen gemeinschaftlichen Zweck. Wäre Zeit und Stille gewesen, ein Redner hätte keine zeitgemäßere Aufgabe gehabt, als diese Lehre auf Deutschland anzuwenden.

Es ist nur ein ethischer, kein unmittelbar politischer Rath: daß wir uns in der Frage unseres obersten gemeinsamen Ziels sollen vertragen lernen. Aber wer weiß denn einen andern? Unsere einzige Hoffnung ruht auf dem unversehrten Schatze der sittlichen Kraft in der Nation; dieß ist Alles, was wir vorzuzeigen haben, wenn man uns nach einem Ausweis für unsere Zukunft fragt; zehrt an diesem Kapital Haß, Gift und schmutzige Schmähung der Parteien so fort, wie bisher, so werden wir es verschleudert finden, wenn einst unsere Stunde schlägt. Unsere einzige Hoffnung, sage ich, denn wie die

Dinge jetzt stehen, weiß kein menschlicher Verstand den Knoten der deutschen Frage zu lösen. Hier ist kein Licht, wohin man auch blicke; wir stehen vor einer steilen Mauer, die auch nirgends den kleinsten Ansatz zeigt, wo der Fuß haften könnte, um sie zu übersteigen. Nicht einmal ein Nothdach werden wir bekommen für die lange Wartezeit bis zu dem Tage, wo wir eine feste Kuppel über unseren Häuptern wölben können.

Im Volke stehen zwei Parteien sich gegenüber so unversöhnlich, als jemals zwei feindliche Nationen. Sie sind ungefähr gleich stark, die „großdeutsche" wird an Zahl weit größer sein, dafür ist die „kleindeutsche" um so geschlossener, ersetzt an Thätigkeit und System, was ihr an Quantität abgeht. Diese rühmt sich des präciseren Programms, der Logik, der Klarheit der Form, die sie aufstellt. Jene wirft ihr vor, daß sie mit dieser Form nicht den ganzen Stoff umfaßt, nicht ganz Deutschland mit den Theilen fremder Nationalitäten, die seinen Anhang bilden und die wir nicht von ihm können wegschneiden wollen, daß die Präcision ihres Programms, die Klarheit, die Logik nur ein Schein sei, hinter welchem ein romantisches Phantasiestück verborgen liege, unpraktisch, ohne alle vermittelnde Anknüpfung an das Gegebene, als bloße Absicht schon, im bloßen Versuche schon verderblich. Diese besteht auf dem Gegenvorwurf der Programmlosigkeit, der Formlosigkeit; sie behauptet die Unverbesserlichkeit des Bundes, die Unmöglichkeit, ihm eine Nationalvertretung beizugeben, die irgendwelche Bedeutung und Kraft des Wirkens besitze. Das ist, kurz ausgedrückt, der Gegensatz, sofern man noch von allen moralischen Schmähungen absieht, womit beide

Parteien sich überschütten. In beiden Lagern ist der Wille gleich gut, ja das Bewußtsein des aufrichtigen Strebens ist es gerade, was den Haß und Grimm verdoppelt, denn je mehr Einer sein Vaterland liebt, um so mehr haßt er den, von dem er glaubt, daß er es ins Verderben führe. Es ist nicht zu läugnen, daß der „großdeutschen" Partei mehr unreine Zuflüsse sich beimischen; dem Prinzip, das an dem Bestande der Nation keinen Schnitt vornehmen will, hängt sich naturgemäß ein Troß von Solchen an, die in Wahrheit gar keine Kur wollen: reine Partikularisten mit und ohne Fürstenkrone, Ultramontane, Aristokraten, Servile. An der Reinheit des Wollens aller Uebrigen verändert dieß gar nichts; Anlagerung unsaubrer Elemente kann keine politische Partei von sich abhalten; jede freilich thut gut, sich vor Koalitionen mit dieser ihrer Karikatur zu hüten.

Den langen Faden der Gründe und Gegengründe, womit beide Parteien für ihre Ansicht ins Feld ziehen, hier abzuhaspeln, wäre müßige Arbeit. Mir meines Theils ist die entscheidende Erwägung diese: das Grundgefühl des deutschen Volkes ist und bleibt föderativ und zwar föderativ in dem bestimmten Sinne, der die Oberleitung eines Theils über die andern Theile ausschließt; föderativ so durch und durch wie das der Schweizer, die ja in Mehrheit auch Deutsche sind. Ich verkenne natürlich nicht den Unterschied zwischen einer Gruppe von 22 republikanischen Kantonen von unerheblicher Differenz der Größe und Macht und 34 größtentheils monarchischen Staaten, worunter zwei eifersüchtige Großmächte, deren eine durch ihre amphibische Halbexistenz doppelt stark getrieben ist, sich in Deutschland zu verstärken; aber trotz diesem Unter-

schiede wird es wahr bleiben, daß die Zumuthung an das übrige Deutschland, sich der preußischen Hegemonie zu unterwerfen, ungefähr dasselbe ist, wie wenn man bei der Reform des eidgenössischen Bundes im Jahr 1848 der Schweiz zugemuthet hätte, sich etwa unter die Führung des Kantons Bern zu stellen. Man frage um und man wird allerorten hören, daß dagegen der letzte Schweizer den letzten Blutstropfen eingesetzt hätte. Unter den widerstrebenden deutschen Fürsten mögen manche ein ganz anderes Motiv haben, als das Volk, es mag hinter ihrem Widerstand gegen den preußischen Uebergriff die Absicht des Widerstands gegen jedes Opfer, für welche Form der Einheit es auch gefordert werden möge, verborgen sein: im Resultat ist dennoch das Volk ihrer Staaten mit ihnen einig. Wo nun das Grundgefühl einer Nation föderativ ist und mit dem Widerstreben der Fürsten gegen Unterordnung unter einen der Fürsten im Erfolge zusammentrifft, da muß ja nothwendig ein Parteiprogramm, das die diplomatische und militärische Führung, d. h. den bedeutendsten, den politischen Theil der Staatsmacht einem unter den Staaten zuwenden will, eine Fackel der Zwietracht werden und uns stets auf's Neue mit Bürgerkrieg bedrohen.

Dieß scheint mir der Angelpunkt der Frage. Sieht man von der Seite, die beherrscht werden soll, hinüber nach der andern, welche herrschen soll, so kommt nur dasselbe Resultat heraus: nach beiden Seiten macht die „kleindeutsche“ Partei die Rechnung ohne den Wirth. Vergeblich bringt jeder neue Tag neuen Beweis für die Unfruchtbarkeit, die Unfähigkeit der preußischen Regierung, eine Aufgabe an die Hand zu nehmen, deren Lösung kaum der höchsten Genialität und dem

höchsten Muthe gelingen kann, den Beweis, daß sie es über den Kitzel nicht hinausbringt, der ihr nur Beschämungen bereitet, nicht über die Ankündigung der großen Action, womit sie nur Oesterreich und die Mittelstaaten stärkt und am Ende noch mehr stärken wird, als einem unbefangenen Großdeutschen lieb ist. Angesichts dieser Unfähigkeit beschließt die Partei entweder das, was ist, anders zu sehen, als es ist, oder wenn es ihr selbst zu arg wird, so legt sie sich auf's Hoffen. Hier liegt eine der eigenthümlichsten Mischungen von Realismus und Idealismus vor, die wohl jemals in der Politik aufgetreten ist. Die wirklich föderative Einigung Deutschlands wird für ein Phantom des Idealismus erklärt; wir sollen uns als nüchterne Realisten an das halten, was da ist, an einen geschichtlich gewordenen, bereit liegenden Krystallisationskern, der in Preußen gegeben sei. Da nun Preußen zu dieser Rolle den Zeug nicht hat, so idealisirt der nüchterne Realist das reale Preußen wie nur jemals ein Poet einen Stoff im Zauberspiegel der Phantasie verklärt hat. Drängt sich die Wirklichkeit so unerbittlich auf, daß sie das Phantasiegebilde zerbricht, so legt er sich denn auf's Hoffen und hofft und hofft wie die Juden auf den Messias. Wohl sind wir auf das Hoffen gewiesen, aber wenn einmal auf das Hoffen, warum nicht hoffen auf das, was dem Sinn und Charakter der Nation entspricht, auf eine Sichtung der Verhältnisse, welche einen freien Bund freier Glieder mit gemeinschaftlichem, gerecht gemessenem Antheil an der Regierung des Ganzen möglich macht?

Wäre nun diese Doctrin blos ein künstliches Gebäude der Reflexion, so hätten wir immerhin Aussicht, mit ihr

fertig zu werden; was aber unsere Lage bis zum Aeußersten erschwert, das ist der Umstand, daß sie in einem ansehnlichen Theile ihrer Bekenner mit der unbeugsamen Gewalt einer tauben Naturkraft auftritt; es ist der Geist der preußischen Bevölkerung. Trifft auf der großdeutschen Seite mit dem Widerstande der Fürsten gegen preußischen Uebergriff der föderative Sinn der Stämme zusammen, so steht auf der „kleindeutschen“ hinter dem Mögen und nicht Wollen der Regierung das hartnäckige, fast einmüthige Wollen des Volkes in der Richtung, welche wir bekämpfen. Hier liegt ein Widerspruch wahrhaft verzweifelter Art vor: in diesem Augenblicke gewährt uns das preußische Abgeordnetenhaus ein Schauspiel der erhebendsten Art; mit Freude, mit Ehrerbietung muß jeder Freund der gesetzlichen Freiheit auf diesen Kampf gegen das Unrecht, gegen die feudale Willkühr blicken, der mit ebensoviel Takt und Maß, als Charakter und Ausdauer geführt wird; und wenn den muthigen Kämpfern der Sieg zufällt, was dann? Dann wird das innerlich gestärkte Preußen um so entschlossener und geschlossener jeder Einigung widerstehen, die ihm nicht die deutsche Krone anbietet. So, so verzweifelt steht es: was wir wünschen, das müssen wir fürchten, was wir verehren, das bedroht uns mit gesteigertem Zwiespalt. Es ist schön und erfreulich, daß es wenigstens in einem Theile Deutschlands politisches Selbstgefühl gibt, und es ist traurig, denn dieß Selbstgefühl ist nur unter einer Bedingung, die wir nicht zugeben können, ein nationales. Preußen ist unser Arm, unser Schild, wir müssen ihm Gedeihen wünschen; es verhindert jeden Fortschritt im Wege des Bundes: dieß im Auge müssen wir seine Demüthigung

wünschen; das Zweite ist ruchlos, weil das Erste wahr ist, das Erste ist wahr und wird verdunkelt durch das Zweite. Böte uns Oesterreich mit den einverstandenen Regierungen heute eine Form, die in Wirklichkeit mehr enthielte, als das gar zu dürftige Delegirten-Projekt, böte es eine ständige Nationalvertretung am Bunde, selbst mit gerechterer Vertheilung der Stimmen im Bundestag, entschlöße sich das übrige Deutschland, das Anerbieten zu ergreifen, auf den Versuch einzutreten: die Preußen und zwar gerade recht die Preußen, die im innern Verfassungskampfe so wacker gefochten haben, kämen nicht, sicherlich nicht. Und umgekehrt: wenn heute Preußen es wagte, die deutsche Fahne in die Hand zu nehmen, ein Parlament nach Berlin zu berufen: die Oesterreicher, die Bayern, die Schwaben würden mit wenigen Ausnahmen hübsch zu Hause bleiben. Diese innere Zerrissenheit der Nation weist, so könnte es scheinen, auf eine Zweitheilung Deutschlands. Man könnte sich, so trostlos wie die Dinge liegen, in den Gedanken ergeben, gestützt auf die Hoffnung, daß das Interesse, die politische Nothwendigkeit mit der Zeit die zwei Bruchstücke wieder zusammenführen müsse. Auch die Zweitheilung wird nicht werden, selbst zu dieser Operation mit dunkler Möglichkeit späterer Heilung fehlt Kraft, Muth, Entschluß.

Am ehesten, ich gestehe es, droht die Geduld auszugehen, wenn man noch einen andern Punkt in's Auge faßt, in welchem die preußische Bevölkerung, die liberalen Parteien, die Fortschrittspartei selbst nicht ausgeschlossen, mit der Regierung, mit der sie der innere Verfassungskampf entzweit, einstimmig zusammengeht: es ist die Neigung, in Frankreich eine Lehne

gegen Oesterreich zu suchen. Würde der jetzige Ministerpräsident nicht die Verletzung der Constitution vertreten: darin, daß er dieses Stück der auswärtigen Politik vertritt, wäre er jetzt eine ganz populäre Figur in Preußen. Uns Andern ist und bleibt Frankreich der Feind, der uns alle bedroht. Wir wissen rein nicht, warum wir den Raub des Elsaßes und Lothringens, die Gelüste nach dem Rheinufer, die hundert Gründe vergessen sollten, aus denen es wahrscheinlich ist, daß Napoleons letztes Ziel die Rache für Leipzig und Waterloo sei; wir erkennen heute wie gestern in den französischen Siegen von 1859 eine Demüthigung, eine Verdopplung der Schwäche Deutschlands; der schwärende Dorn jenes Sommers ist noch nicht ausgeeitert, kann nicht auseitern, so lang Preußen den schielenden Blick mit anbettlerischem Schmunzeln auf die gnädig winkenden Züge des hochmüthigen Nachbars gerichtet hält. *

* Während das Obige gedruckt wurde, ist die Verwicklung Preußens durch die Intervention in Polen eingetreten. Die russischen Neigungen, älter, ursprünglicher, der Feudalpartei natürlicher, als das neuere Verhältniß zu Frankreich, haben durchgeschlagen und es hat sich die komische Lage ergeben, daß die preußische Politik, während sie ihrerseits durch ihr blindes Handeln sich gegen ihre Absicht eine Spannung mit Frankreich wie mit England bereitete, ihm dafür ebenso gegen ihre Absicht den unschätzbaren Gefallen erwies, daß es sich auf wohlfeile Weise mit den europäischen Sympathien verbünden und die Gemüther im Lande von den großen offenen Wunden des Staats ablenken konnte. Was nach dem halben Rückzug, den sie antrat, als sie durch die nächsten Folgen zur ersten dürftigen Erkenntniß ihres Thuns gelangte, weiter werden wird, liegt im Dunkeln. Sollte uns die preußische Kunst gar noch in einen Krieg verwickeln, so wolle der Himmel, daß Oesterreich mit Deutschland nicht des Jahrs 1859 gedenke! (Anm. Mitte März.)

Durch diesen Zwiespalt in der äußern Politik, durch die Entzweiung in der Frage, wo eigentlich unser Feind zu suchen sei, klafft denn in doppelter Tiefe und Breite der Riß, der durch unsere Nation geht, und zerschneidet jede Verständigung über die Form, in der wir uns einigen sollen. Der Nationalverein hat augenblicklich sein oberstes, ab und zu latentes, dann wieder auftauchendes Dogma von der preußischen Spitze zurückgestellt und den Kampf für die Reichsverfassung zum Losungswort erkoren. Sie besteht wirklich, rein formal genommen, zu Recht. Sie ist aber der Ausdruck, das Abbild eines Parlaments, welches die Reihenfolge seiner beiden Aufgaben: Einheit und Freiheit umdrehte, zehn Monate mit den Grundrechten verlor, endlich mühsam ein Dach auf den mühsamen Bau, ein Erbkaiserthum, setzte und von dem Fürsten, den es hiefür ausersehen, einen Korb erhielt, weil er nicht Ja sagen konnte auf einen Antrag, der richtig übersetzt also lautete: wir bringen dir hier eine Kaiserkrone, Frucht einer revolutionären Volksbewegung, habe nun die Güte, als legitimer König und von uns erwählter Kaiser diese Volksbewegung zu vollenden, erstens durch einen Staatsstreich gegen die übrigen Fürsten Deutschlands, zweitens als Einführer und Schirmer der beiliegenden demokratischen Grundrechte! Es wäre sehr ungerecht, unser erstes Parlament um dieser Fehler willen anzuklagen und zu verspotten. Es war das natürliche Ebenbild der Volkserhebung, aus der es hervorgegangen; diese Volkserhebung forderte in erster Linie die Freiheit, denn sie war das Resultat eines langen, unleidlichen Drucks, einer empörenden Vorenthaltung verfassungsmäßiger Rechte; erst hintennach, als eine Art von Nachtrag, als ein Nr. 2, fiel

es ihr ein, es müsse „auch“ die Einheit geschaffen werden. Die späte Lehre der grausamen Wirklichkeit, daß, wenn man die Freiheit gründen will, man zuerst für eine Macht sorgen muß, die sie hält und schirmt, — wir haben sie mit blutigem Gelde bezahlt. Die so schwer gebüßte Confusion war nur natürlich, ganz erklärlich, durchaus naiv, das Parlament theilte sie und lag übrigens seiner Arbeit mit einer Begeisterung und Ausdauer ob, die für alle Zukunft ehrwürdig ist. Ja, daß wir es im furchtbaren Wechselkampf der Leidenschaften nur überhaupt zu einem Endbeschluß über die oberste Reichsgewalt gebracht haben, das ist, so unpraktisch immer das Beschlossene, doch ein Beweis von Willen, Anspannung, patriotischer Disciplin, der ein- für allemal Achtung verdient und als mutherweckendes Beispiel am Anfangspunkte der Bewegung steht, die zur Wiedergeburt Deutschlands führen muß. Allein jetzt noch auf der Reichsverfassung beharren, das heißt nichts Anderes, als: unseren nicht entwaffneten Feinden die Geschichte unserer Fehler von 1848 und 1849 ins Gedächtniß rufen; das heißt nichts Anderes, als abermals ein Haus bauen, ohne für Sparren und Ziegel zum Dach zu sorgen, ja ohne auch nur an eine Thüröffnung zu denken, durch die man eintreten soll. Man kann einwenden, daß wir vielleicht genöthigt sein werden, die Reihenfolge unserer Aufgaben abermals umzudrehen, also zu stellen, wie die Bewegung von 1848 sie stellte: möglich, daß wir zu einer lebensfähigen Einheit erst gelangen, wenn in allen deutschen Staaten die wirkliche und wahre constitutionelle Freiheit gleichmäßig errungen ist: Gleichheit in der Freiheit vor der Einheit. Allein dieß zeigt auf einen ganz andern Weg,

als den der neuen Proclamation der Reichsverfassung: auf stetige, langsame Arbeit der Vertretungen in den einzelnen Staaten. Die Reichsverfassung aber von oben über Deutschland stülpen wollen ohne daß man Rath weiß, wie ein Organ ihrer Vollziehung zu schaffen sei, das hat keinen Sinn. Da man dieß im Nationalverein unmöglich verkennen kann, so wird hinter dem Rufe nach der Reichsverfassung doch das ursprüngliche Programm noch stecken, die Meinung wird auch hier sein, daß auf der letzten, leeren Seite der Urkunde eigentlich das Dogma vom preußischen Oberhaupt zu lesen sei, daß es hier nur mit einer Schwärze gedruckt stehe, die erst wieder sichtbar heraustreten könne, wenn Preußen gebessert sein werde, und so haben wir einen doppelten Formalismus: den alten, schwerlich aufgegebenen des Hegemoniebegriffs, der uns immer auf's Neue mit einem peloponnesischen Kriege bedroht, und den neuen dazu, daß ein Buchstaben aufgefrischt werden soll, an den sich nur Hader knüpft und dessen Geist wir gereifter, bedächtiger durch nachhaltiges Wirken in den Kammern zu neuem Leben rufen müssen.

In der Rathlosigkeit unserer Gegenwart greift die Phantasie nach Vorstellungen, die vollends reine Traumbilder sind. Man hofft Zerhauung des Knotens von einem Heros. Der Eine erwartet, daß er von einem Throne, der Andere, daß er vom Volk ausgehen werde. Man versuche nur die Vorstellung zu vollziehen, und sehe zu, ob sie es zuläßt. Man erdichte sich z. B. einen Fürsten, der es wagt, der Nation zuzurufen: „ich will ausziehen, der zum Himmel dampfenden Schmach in Schleswig-Holstein ein Ende zu machen; — wer folgt mir? Folgt mir die Nation, haben wir den kleinen

Feind besiegt, fremde Einmischung mit vereinter Kraft des Volkes abgewiesen, so berufe ich eine Nationalvertretung." Es ist denkbar, daß ein großer Theil der Nation ihm folgte, ihn zum Haupte Deutschlands wählte, — denkbar, so lang man gar Manches nicht denkt, was man denken sollte: so lang man nicht denkt, daß ganz Preußen sich ihm entgegenwärfe, wenn es nicht der preußische König wäre, Oesterreich und die Mittelstaaten, wenn er es wäre, alle großen und halbgroßen, wenn er ein kleiner Fürst wäre; denkbar, so lang man nicht denkt, daß in einem Weltzustande, wo jedes Fürstenkind in einer Atmosphäre geboren wird und aufwächst, deren Stimmung ist: den wachsenden Ideen der Zeit so viel autokratisches Vorrecht abdingen und abzwingen, als noch möglich, nach aller Wahrscheinlichkeit schöpferische und durchschlagende Geister nicht mehr von den Thronen ausgehen, nicht mehr Männer, die Krone und — Kopf daran wagen, das Höchste zu erreichen. Oder ein Volksheld? Wie wohlweis haben uns kleine Menschen mit großen Worten zugerufen: „Thaten! Thaten! Keine Worte mehr! Einen Garibaldi braucht ihr!" Man denke sich einen deutschen Garibaldi! Er sammelt eine Freischaar, fällt in Oesterreich oder Preußen oder meinetwegen Bayern ein: nicht hinausgeschlagen wird er, nein, nein! nur hinausgelacht. Wir haben ja kein Neapel!

Unsere Zeit arbeitet den Geist in die Massen, den Gedanken in die Gesammtheit. Nur aus der Verständigung der Vielheit der Nation über die zweckmäßigste Form kann unsere Neugestaltung hervorgehen. Alles Hoffen des Heils von der einzelnen außerordentlichen Persönlichkeit ist in unseren Zeiten Romantik. Ist die Gesammtheit reif, dann erst können

Einzelne schöpferisch hervortreten, leiten, organisiren. Die Demokratie geht von diesem Begriff aus, aber die Demokratie, wie sie zum größten Theile jetzt noch ist und wie ich diesen größten Theil charakterisirt habe, springt von dem Satze, daß das Heil nur von der Gesammtheit ausgehen kann, unvermittelt und vorschnell zu dem Gedanken der Revolution. Eine Revolution? Gesetzt, sie gelänge, was soll denn dann folgen, wenn wir nicht über die Form einverstanden sind, die wir schaffen wollen? Nichts würde folgen, als ein Convent, der gerade so uneinig wäre, wie wir es jetzt ohne Revolution und ohne Convent eben auch sind, nur viel wilder und so wild, daß ihm rasch ein neues Säbelregiment ein Ende machte.

Also kurz: wie die Dinge jetzt liegen, wird noch lange, lange nichts werden, gar nichts! Wir stehen in der reinen Negation; Preußen, Oesterreich, die Mittelstaaten, ihre Bevölkerungen wie ihre Regierungen, vor Allem unsere zwei Hauptparteien bejahen alle nur ebensoviel, daß Jeder das verneint, was der Andere bejaht. In diesem Elend wird sich die Nation hinschleppen, vom äußern Feinde bald geschlagen und getreten, bald durch einzelne Siege nothdürftig ihre Existenz rettend, immer unmächtig, immer verachtet um ihrer Unmacht willen und dennoch immer lebensfähig, unversehrt im Kern, zukunftvoll, hinschleppen so lange, bis aus der Rüttlung und Schüttlung der Gedanken, die sich jetzt noch wild und trostlos durchkreuzen und bekämpfen, das Losungswort, die Formel herausspringt, über welche die Gesammtheit sich vereinigen kann, deren Inhalt wir jetzt noch nicht wissen, nicht wissen können. Daß dieser Proceß Zeit, viel Zeit will, ist wohl außer Zweifel; ich fürchte, ein halbes

Jahrhundert sei noch viel zu niedrig gerechnet; aber ich wiederhole, daß ich doch vertraue, einfach, weil das innere Leben der Nation in Sitte und Bildung gesund, unverbraucht, tief und dauerhaft ist und weil ihr Ringen, die politische Form für ihren innern Werth zu finden, hervorgehend eben aus diesem Lebenskern, seit Jahrzehnten in nachweisbarer Progression ansteigt. Man lernt aber Geduld, wenn man nur bedenkt, wie lange die Zeit die Entstehung eines einzigen Steinkohlenlagers gebraucht hat.

Und nun komme ich auf mein erstes Wort zurück. Sollen wir nichts thun in der langen Wartezeit darum, weil wir unmittelbar am Hauptwerke nichts thun können? Achtung des Gegners lernen ist, denke ich, auch ein Werk, auch eine Arbeit; vorerst freilich nur eine Arbeit an uns selbst, aber soll ein Gedanke gefunden werden, dem wir uns insgesammt unterordnen, so muß die Stimmung zu gegenseitiger Anerkennung vorausgehen. Einigkeit ist noch keine Einheit, aber die Einheit kann nicht werden, wenn nicht wenigstens mit der Einigkeit begonnen wird, zunächst nur mit der Einigkeit, die darin besteht, daß man sich gerecht und billig in den Gegner versetzt. Man antworte nicht, wir seien schon einig im Ziele, nur entzweit in den Wegen zum Ziele; dieß ist keine Wahrheit, so lang man in jedem einzelnen Streitfall bereit ist, den Gegner zu verdächtigen, als wolle er das Ziel nicht, weil er einen andern Weg will. Kampf muß sein, in der Politik läuft es ohne Grobheit nicht ab; aber der Schmutz, womit sich heute noch unsere Parteien bewerfen, zeigt wahrhaftig nicht auf die kräftige Reibung, die zu Resultaten führt. Beide Pressen, die „kleindeutsche“ und die

„großdeutsche", keine ist darin um ein Haar besser, als die andere. Mögen die Kleindeutschen den Ihrigen predigen, daß sie endlich anfangen, die rein Großdeutschen von den unreinen Zuflüssen ihrer Partei zu unterscheiden, die ich zugegeben habe; wir wollen die Unsrigen mahnen, daß sie es damit versuchen, darüber nachzudenken, wie ein redlicher Patriot auf die Doctrin von der preußischen Hegemonie kommen kann. Wer billig ist, muß zugeben, daß ihre bekannte Schlußreihe den Verstand bestechen, gefangen nehmen kann. Es ist eine ganz saubere Rechnung, nur, wie gesagt, ohne den Wirth gemacht; es ist eine logische Lorlei, die zwar in sehr strengem Fugensatz, aber doch ein verführerisches Lied singt. Ich habe herb, aber hoffentlich anständig von der Partei gesprochen, am herbsten von ihrer Hinneigung zu Frankreich. Der Hebel dieser Wendung, so wie der unkritischen Art von Sympathie mit Italien, die in einem großen Theile des „kleindeutschen" Lagers herrscht, ist kein positiver, sondern ein negativer: das Liebäugeln mit jenen Staaten ist Demonstration gegen Oesterreich. Der preußische Haß gegen den Kaiserstaat ist erklärlich genug, wenn man sich der tödtlichen Beleidigungen erinnert, die Preußen 1850 erduldet hat. Allein Haß, auch begründeter, begreiflicher, ist keine Politik. Wer lieber gegen Oesterreich zöge, als gegen Frankreich, der mag sonst ein Ehrenmann sein, ein Deutscher ist er nicht. Doch eben dieser Flecken, der mir am schwärzesten erscheint, hängt keineswegs der ganzen Partei an. Ich führe als Beispiel die Schrift von Ludwig Frauer an: „Die Reform des Zollvereins und deutsche Zukunft. Zur Versöhnung von Nord und Süd." Sie weist mit beißender Ironie, mit schneidender

Schärfe die selbstzerstörerische, leichtfertige Politik zurecht, die auf Oesterreichs Zertrümmerung, Vernichtung spekulirt und zum Erbfeind, zu Frankreich neigt. Sie macht es unter der Ueberschrift „Schutz gegen Außen" zu ihrer ersten Aufgabe, die heillose Verwirrung der Begriffe, ja der ersten ursprünglichen Empfindungen einer Nation über ihr Interesse und ihre Ehre als Ganzes gegenüber den drohenden Feinden zurechtzusetzen. „Es ist wahr," so klagt der Verf. in diesem Zusammenhang, „in Frankreich könnte man es unterlassen, die Fragen der äußern Politik, der Ehre und Sicherheit gegen außen auf ein nationales Programm zu setzen, da über diese Punkte alle Franzosen in der Zeit eines auswärtigen Krieges einig sind. Aber in Deutschland, wo in der Zeit der Gefahr jeder mit jedem zu streiten beginnt, wo jeder seinen Nachbar nach dem Katechismus und Liberalismus fragt, um ihm — nicht beistehen zu müssen, da ist es ungenügend, einen Nationalverein zu stiften, der die wesentlichste Nationalangelegenheit nicht berührt." Es ist hier nicht der Ort, die positive Aufstellung des Verf. zu besprechen; auch er will die preußische Hegemonie an der Spitze einer Volksvertretung, die zunächst nur ein Zollvereins-Parlament sein, dann in schonendem Uebergang ihre Befugnisse erweitern soll. Man sieht, die Schrift ist vor der neueren Wendung der Dinge geschrieben; aber auch in der Begründung dieses Programms geht sie mit so besonnener Erwägung der Rücksicht, welche die Mittelstaaten verlangen, welche namentlich Bayern gebührt, zu Werke, faßt den weiteren Bund mit Oesterreich so aufrichtig und wohlwollend, beweist so klar, daß Garantie Ungarns, der Slavenländer und allerdings auch des Restes von Oberitalien unerläßliche Bedingung

des wechselseitigen Schutz- und Trutzbündnisses wäre, daß sie als Ausdruck einer unparteiischen, ächt politischen Klarheit der Auffassung im unitarischen Lager bleibenden Werth behält.

Es gibt aber auch noch Anderes, Bestimmteres zu thun, als den Gegner anerkennen und achten lernen. Wir sind zu träge im Wühlen — ja wohl, im Wühlen: denn es gibt ja wohl ein Wühlen, das eine Propaganda der Vernunft ist, der concreten Vernunft, das beste Mittel, dem Wühlen der giftigen Abstraction entgegen zu arbeiten. Sind wir fleißig genug in dieser Propaganda? Man sehe nur zum Beispiel auf unsern Bauernstand, auf den politischen Schlummer, in welchem er fast allerorten noch liegt. In Frankreich ist dem dürftigsten Mann der Scholle, der nicht lesen und schreiben kann, la France ein Zauberwort, das ihm jeden Nerv erregt; in Italien haben die Gebildeten, den höchsten Adel nicht ausgenommen, sich nicht für zu gut gehalten, mit Schrift und Wort, in allen Wegen der Bearbeitung das Volk in allen Schichten zu wecken für die Idee des einigen Italiens. Was thun denn wir? Oder wendet man ein, wir können nichts thun, weil wir noch kein Programm haben? Recht wohl kann man daran arbeiten, einem Gedanken Verbreitung und Leben in den Gemüthern zu verschaffen, auch ehe er formulirt ist. Man kann unseren Bauern z. B. recht wohl klar machen, daß sie ihre Söhne im Krieg auf die Schlachtbank schicken, so lange wir nicht über die Führung unserer Heere einig sind, man kann ihnen Stücke aus der deutschen Geschichte als schlagenden Beleg dazu erzählen; mit Flugschriften, die nur naiver, populärer geschrieben sein müssen, als die Blätter des Nationalvereins, durch beredte Emissäre müßte man Jahr

aus Jahr ein im Land umher wirken, das Volk auf die Zeit vorbereiten, wo wir für den Gedanken auch die Form finden; sorgen wir nur erst dafür, daß es politisch lebt, das Andere wird sich finden. Und freilich, sorgen wir vor Allem dafür, daß wir selbst politisch leben! Von jedem politisch lebendigen Individuum geht eine Welt von Lebenweckenden Wirkungen aus, stetig, unzählbar, unmeßbar.

Mit zahllosen Schwingen beflügelt unsere Zeit den Austausch der Ideen. Ein Theil dieser Schwingen bewegt sich ohne unser Zuthun, Dampf und Elektricität sausen und jagen als blitzschnelle Wühler durch die Welt. Nun aber, getragen von diesen Flügeln, der merkwürdige Trieb des unendlichen Zusammenkommens! Die Menschheit gleicht jetzt einem schwärmenden Bienenstock; Alles reist und findet sich in unendlichen Begegnungen, Alles feiert Feste: Schützen, Sänger, Turner, Offiziere, Städte, Dörfer; Alles versammelt sich, Naturforscher, Juristen, Oekonomen, Philologen, Theologen und Pomologen, Künstler, Buchhändler, Kaufleute, Techniker aller Art, neuerdings sogar eine Bekleidungs-Akademie! Im Ernst, ich glaube, daß dieß eines der Symptome einer innern Bewegung ist, aus welcher in unbekannter, ferner Zukunft Umwandlungen unserer Staaten, unserer Gesellschaft, unserer internationalen Völkerverhältnisse hervorgehen werden, von denen wir kaum eine Ahnung haben. In schwachen Umrissen schwebt ein Bild vor uns von freien, rein menschlich gebildeten Völkern in freiem Bündniß, eine Eidgenossenschaft der Nationen, von welcher die Schweiz ein noch primitives, einfaches, verhältnißmäßig patriarchalisches Vorbild ist.

Unter diesen Erscheinungen werden wir vor Allem

diejenigen willkommen heißen und sorgsam pflegen, welche mehr nationalen, als kosmopolitischen Charakter tragen, denn damit Nationen vernünftige Bande mit einander flechten, müssen erst Nationen sein. Nun und damit sind wir auf unser Schützenfest zurückgekommen.

Ich bin weit entfernt, ein solches Fest zu überschätzen. Ja ich gebe zunächst zu, daß in dem Gefühlsrausch unserer Zweckessen und Festbankette ein Theil der Kraft, die wir zum steten Wirken und zur That zusammenhalten sollten, verpufft und verdampft. Wir anticipiren was wir erst machen sollten, in Trinksprüchen, Reden, Klatschen, dreifach donnerndem Hoch, Anstoßen, Zutrinken, Umarmungen, Räuschen, als wäre es schon gemacht. Der Jubel schallt in die stille Nacht hinaus: Hellauf! Deutschland ist geeinigt! Und des andern Morgens — was bleibt? Wo sind die Helden, die das Vaterland gerettet haben? Sie haben den Spitz ausgeschlafen und gehen im Katzenjammer an die Arbeit und sind wieder zahme Philister wie vorgestern. Es bezeichnet ganz unsere Zeit und ihre Neigung zum Ueberreiz, daß man so gerne beliebt, ein Wort, ein Buch, eine Form eine That zu nennen, und so hat man auch unser Schützenfest eine That geheißen. O des hohlen, eiteln Geschwätzes! — Doch seien wir auch nicht zu streng, nicht zu ängstlich! Etwas verpufft, aber Etwas sammelt sich auch; Vieles zerstäubt, Etwas und mehr bleibt hängen. Nicht in den Reden, nicht in den Hochrufen, nicht im deutlich Vernommenen liegt das Resultat, sondern im unendlichen Austausch von Vielen, den kein Ohr und kein Geist zusammenfassen kann. Ein solches Fest ist wie eine dumpf klappernde Mühle mit unendlichen

Gängen; was aus den zahllosen Gängen, die hier die Körner in einander schütteln und reiben, herausgebeutelt wird, sieht Niemand; was alle die Einzelnen zum weiteren Austausch hinwegtragen in die Heimath, berechnet Niemand. Alle unsere Zusammenkünfte, Feste sind eben Tropfen zu einem Meer; ein solches, wie das Schützenfest, kann wohl ein Bach genannt werden. Ein Bach fließt; das Schützenfest wiederholt sich; nur alle zwei Jahre freilich, dagegen hebt es, hat es schon gehoben das Schützenwesen in den einzelnen Ländern und wiederum in den einzelnen Marken, Provinzen dieser Länder: Kreise in Kreisen, die zusammen denn doch keine kleine Bewegung in den Wasserspiegel der Volksmasse bringen. Und damit ist neben dem stets erneuten Verkehr die allgemeinere, fleißigere Waffenübung gegeben. Auch damit werden wir das Junkerheer nicht über Nacht stürzen, aber vor's Erste doch wieder frischere Menschen bekommen. Ich meine nicht, man müsse turnen, schießen, exercieren, um ein Charakter zu sein, aber das ist doch wahr, daß das Verhocken, die Stubenluft, die Verweichlichung in raffinirten Bedürfnissen und Genüssen, die Trennung des Gehirnlebens vom Muskelleben an der Brechung der Charaktere, an der schrecklich wachsenden Blasirtheit unserer Generationen die Schuld mitträgt. Irgend etwas sollte Jeder treiben, was ihn an die Luft bringt, seine Glieder und Nerven schüttelt. Es ist doch eine andere Nation von Männern, die sich auch physisch bewußt ist, der Mann auf dem Platz zu sein. Dem Schützenwesen selbst ist es nicht minder zu wünschen, daß die gebildeten Stände mehr Theil nehmen, als bisher. Für jetzt ist der Grundstock noch überall der Handwerkerstand, denn der Ursprung der Schützenvereine ist in den

Zünften der Städte zu suchen. So gewiß wir, wenn umgekehrt Gebildete und Gelehrte jemals den Mittelpunkt eines Nationalfestes bilden könnten, uns bemühen müßten, in größtmöglicher Menge die Bürger hinzuzuführen, so gewiß müssen hier die Ersteren zur Theilnahme gemahnt werden, um den alten Innungen einen bewegteren, freieren, geweckteren Geist einzugießen.

Die allgemein deutschen Schützenfeste haben vor den localen den ungemeinen Vorzug, daß sie die verschiedenen Stämme zusammenbringen. Man weiß ja, wie unser politischer Zwiespalt mit ihrem Gegensatze zusammenhängt, wie der Stammeshaß den politischen schürt und umgekehrt. In Frankfurt war das Uebergewicht auf der Seite der Süddeutschen, ihr Selbstgefühl war im Vortheil. Wenn ich recht gesehen habe, so hat dieß in den Begrüßungen auf eine Weise durchgeschlagen, welche für die Vernachlässigten empfindlich sein mußte. Neben den Schweizern sollen die Berliner, die fast gleichzeitig ankamen, fast übersehen worden sein. Es ist gut, daß für das nächste Schützenfest eine norddeutsche Stadt bestimmt ist, wo denn auch die Preußen stärker vertreten sein werden. Damit es aber wiederum nicht einseitig ausfalle, wird es unser Princip sein müssen, Süddeutsche in größtmöglicher Anzahl nach Bremen zu werfen, und eine der Hauptaufgaben des Ausschusses des Schützenbunds, daß er hiezu durch zweckmäßige Mittel wirke, namentlich durch Einleitung von Maßregeln der Erleichterung der Reise für Unbemittelte, wie sie z. B. mancher wackere Schütze bedarf, der in fernem Thale Tyrols und des bayrischen Gebirges sitzt: in einer solchen Form natürlich, daß ihm die Annahme der Unterstützung nicht schwer wird. In Oesterreich hat die Regierung klug gethan,

für das Frankfurter Fest diese Sorge zu übernehmen; hätte man dieß in Bayern nicht versäumt, so hätten wir die flotten Bursche von Partenkirch, der Jachenau u. s. w. zahlreicher erscheinen gesehen. Von einem Sängerfest, worauf Altbayern und Berliner sich fröhlich zusammenfanden, hieß es ergötzlich in einer Zeitung, sie haben gegenseitig entdeckt, daß sie Menschen seien. Sorgen wir, daß möglichst viele Entdeckungsreisen dieser Art gemacht werden! Vergleicht man die Abstoßung, welche der Stammesunterschied zwischen uns bringt, mit der ähnlichen bei andern Völkern, so findet sie sich in unserem Volke durch zwei Ursachen verschärft. Die Franzosen und Italiener sind nicht durch die Confession getrennt; der Kampf der clericalen Presse gegen die freisinnige in Italien ist allerdings zugleich ein Kampf des Partikularismus gegen die nationale Einheit, aber er kann nicht seinen Weg durch giftige Schürung des Stammeshasses nehmen, kann sich nicht mit diesem verstärken und diesen mit sich wie in Deutschland, wo ultramontane Schmutzblätter wahrhaftig eiterbissig aus den katholischen Theilen Süddeutschlands auf den vorherrschend protestantischen Norden loshacken. Es kommt uns zwar zu gute, daß die Stämme nicht einfach in die Confessionen sich theilen, daß es im Norden katholische Strecken gibt, daß nebst Mitteldeutschland Franken und Schwaben in der Mehrheit der Bevölkerung protestantisch sind, daß namentlich der letztere Stamm durch die Vereinigung süddeutschen Naturells mit der protestantischen Bildung, die ihn in flüssigerem geistigem Verkehr mit dem Norden erhält, eine volle und lebendige Mitte deutschen Wesens genannt werden kann. Allein im Ganzen und Großen führt eben auch diese Verschärfung eines Naturgegensatzes

durch einen geistigen Zwiespalt auf den langen Geduldweg des Wartens. In der Schweiz ist die glückliche Reform der Bundeseinheit vorausgegangen und hat dem confessionellen Gegensatze den Stachel genommen: richtiger, eine wilde Entzündung, ein äußerster Ausbruch des letzteren hat der Einsicht in die Nothwendigkeit der ersteren rasch die nöthige Kraft gegeben, wodurch sie zum Ziele gelangte, und von da an ist jener Zankapfel zwar nicht verschwunden, rollt aber unschädlich hin und wieder. In Deutschland kann es nicht so kommen, dieß bedarf keines Beweises. Wir sind zu sehr Culturvolk, als daß wir nicht auf die lange Curve gewiesen wären, welche auf dem Umwege der geistigen Ausgleichung zum politischen Ziele führt. Die Idee der Duldung, welche das Zeitalter der Aufklärung noch in abstracter und sentimentaler Fassung aufgestellt, die Restauration und Romantik für einen überwundenen Standpunkt lügnerisch erklärt hat, muß erst zur Reife einer concreten Wahrheit gelangen. Die andere Ursache, welche den Stammesgegensatz verschlimmert, ist das Specifische des preußischen Wesens. Der Begriff des Stammes ist eigentlich hier unrichtig. Es waren Ritter, dann Bürger aus den verschiedensten deutschen Stämmen, die das slavische Preußenvolk christianisirt und germanisirt haben und aus der Mischung ist ein Drittes entstanden, dessen besondere Art gerade darin besteht, daß es seine Wurzel nicht im Naturboden eines bestimmten Stammes hat; dazu kam der starke Einfluß der französischen Kolonie in Berlin und die ungemein starke Durchflechtung mit ätzenden jüdischen Elementen. Die preußische Geschichte mit ihren großen Erinnerungen gab dem so gemischten Complex nach und nach ein Selbstgefühl von

jener verhärteten Specialität, für die sich kein Ausdruck findet, als: preußisch = preußisch. Die geistige Bildung, nicht naiv und organisch aus einem Naturgrund entwickelt, sondern durch Willen gesammelt, errungen spiegelt sich in ihrem Besitze mit um so strafferem Bewußtsein. So ist ein Wesen entstanden, dessen singulärer Charakter Bewußtheit ist mit allen guten und allen schlimmen Nebenbegriffen des Worts, mit allem Achtungswerthen und allem Abstoßenden, mit allem Scharfen, Klugen und allem Essigsauern und Zersetzenden, was in der also zugespitzten Reflexion des Ich liegt, mit einer an Bildung reichen Hauptstadt, deren Grundton die Ironie ist, und mit dem unbeugsamen Entschluß, die Einigung der Nation nicht anders zuzulassen, als unter der Bedingung, daß Preußen die erste Rolle darin eingeräumt werde. Das Wahre ist, daß wir Süddeutschen hinter diesem Specificum die wirklichen norddeutschen Stämme, diese urächt germanischen Westphalen, Sachsen, Friesen, die unsern ungemischteren Bevölkerungen in den deutschen Familienzügen bei allem Unterschiede so gründlich gleich sind, eigentlich nicht sehen, daß wir Berlinisch und Norddeutsch in Einen Hafen werfen. So wie wir und diese Stämme sind etwa Süd- und Nordfranzosen, Süd- und Norditaliener von einander verschieden, aber in beiden Völkern schiebt sich kein Element von so ausnahmsweiser, specifischer Besonderheit und absolutem Anspruch dazwischen. Daß Piemont nach der Krone Italiens griff, hatte seine einfachen politischen Gründe, es kam nicht daher, daß das Volk Piemonts um keinen Preis eine andere Form der italienischen Einheit zugegeben hätte.

Die neueren constitutionellen Kämpfe beweisen schlagend, was auch ohnedieß zu bezweifeln abgeschmackt wäre: daß auch

in jenem Elemente Charaktere wachsen; ist der mannhafte Widerstand der preußischen Abgeordneten auch erfolglos in der nächsten Zeit, er bleibt ein erhebendes Beispiel für immer und muß seine Früchte tragen. Das preußische Volk geht durch ein Stahlbad und wird wachsen an Charakterkraft. Allein für die Lösung der deutschen Frage wird uns, wie ich bereits gesagt, das gesteigerte, an sich gerechte Selbstgefühl direct keine Frucht bringen, vielmehr nur noch größere Schwierigkeit bereiten. Indirect: ja, wenn meine obige Annahme richtig ist, daß Gleichmäßigkeit constitutioneller Entwicklung in den einzelnen Staaten, also die Freiheit der Weg ist, durch den wir zur Einheit gelangen sollen.

Die Arbeit an diesem Werke ist denn eine weitere Aufgabe der Thätigkeit für die lange Geduldzeit, die noch vor uns steht, ist es auf alle Fälle, sei es nun wahr, daß sie zum letzten Ziele der nationalen Forderung führt, oder nicht. Mag aus dem Nebel, der vor unserem Auge liegt, die Einheit hervortauchen wann und wie sie will, sie findet ja nur um so bessern Boden, je gründlicher wir diese Charakterschule des Ringens um verfassungsmäßiges Recht durchlaufen.

Daneben aber wird es immer wahr bleiben: wir müssen noch unbestimmt lange Zeit durcheinander gestreut und geschoben werden, bis nicht nur der natürliche und künstlich genährte Widerwille der Stämme, sondern auch der dazwischen gedrückte Dorn des spröden Eigenwillens einer Bevölkerung, die kein Stamm, sondern eine abstracte Mischung von Stämmen ist, sich abgestumpft, abgerieben hat; wir müssen Alles, alle Formen pflegen, die diesen Proceß beschleunigen, und nicht die letzte dieser Formen werden von nun an unsere Schützenfeste sein.

Auf unserem ersten war die deutsche Einheit wirklich da als Gefühl, als energische, männliche, stählerne Gesammtempfindung. Ich habe sie einen idealen Kern genannt, der aufgehen werde, aufgehen müsse. Man darf wohl sagen: ein idealer Kern, gefüllt mit Bürgschaft der Realität. Es war ein Bild gesunder, rüstiger Kraft, das nicht zweifeln läßt an der Zukunft der Nation, so tief und breit auch die Kluft ist, die zwischen unsrer Hoffnung und ihrer Erfüllung liegt. Wohl ist von jenem Jubel zu der Wirklichkeit, die uns umgibt, ein unendlicher Sprung, ein Salto mortale, ein Uebergang wie von einem erhebenden Schauspiel in strahlendem Kerzenglanz hinaus in eine naßkalte Decembernacht. Sie passen auf einander wie das Unendliche und ein einzelnes, erbärmliches endliches Ding. Aber noch einmal: der Schluß aus dem ungebrochenen innern Charakter der Nation auf ihre künftige Bestimmung kann nicht trügen und wer in Frankfurt diese zehntausend Männer und das wogende Volk umher gesehen hat, der hatte einen Anschauungsbeweis für diesen Schluß.

Wohl mir, wohl uns, wenn ich die Gegenwart zu schwarz sehe, wenn ich mich über die Länge der Wartezeit täusche! Wohl uns, wenn es doch gelingt, ein Nothdach zu bauen, das ausreicht, uns zu decken und zu schützen, bis der Tag kommt, wo wir das wohlgegliederte Kreuzgewölbe über die Felder und Pfeiler spannen können! Worin nach meiner Ueberzeugung das Nothdach besteht, habe ich gesagt: Nationalvertretung am Bunde und gerechtere Stimmenvertheilung im Bunde. Was Alles dagegen eingewendet wird, weiß ich und brauche ich nicht zu wiederholen. Es kommt aber auf den Geist an; die mangelhafteste Einrichtung, die lockerste Form

kann er thatsächlich verbessern, wenn er treibend, ergänzend, ausfüllend sich in sie ergießt. Was das Kreuzgewölbe heißen will: ein Architekt versteht mich; aber auch der beste weiß darum noch lange nicht, wie wir es zu bauen haben.

Wir sind Epigonen in der Politik wie in der Wissenschaft und Poesie: wir sind heute noch beschäftigt, die Gedanken zu verarbeiten, fortzubilden, zu vertiefen, zu erweitern, ins Praktische zu gestalten, welche die große Geisterbewegung des vorigen Jahrhunderts über Europa ausgeschüttet und die französische Revolution mit Lachen von Blut besudelt hat, ohne sie zu tödten. Um aber das letzte Resultat zu ziehen, bedarf es nach meiner Ansicht einer neuen gewaltigen Geisterströmung wie jene war. Ich glaube, wir sind viel zu kleinmüthig, wenn wir sie nicht hoffen; die Menschheit ist noch kein Greis, sie wird sich noch oft verjüngen. Es wird eine Zeit kommen, welche über die Reste des Mittelalters und Heidenthums, mit denen wir uns noch schleppen, wie über eine alte Sage lächelt. Sie wird uns eine wirklich gereinigte Religion, eine neue Philosophie, eine neue Poesie bringen und sie wird in der Politik das Räthsel lösen, wie mit der hohen Bildung einer ganzen, großen Nation sammt ihren Uebeln, der Willkühr, dem Ehrgeiz, dem Geld- und Wuchergeist, dem Laster die allein wahrhaft föderative Staatsform, der freie eidgenössische Bund ihrer freien Volksstämme vereinbar ist. Wann diese Zeit kommt, wer weiß es? Gewiß sind nur zwei Dinge: der ersehnte neue Aufschwung der Menschheit wird uns nicht in den Schooß fallen und es wird auch dann, wenn er da ist, dafür gesorgt sein, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Pro domo.

Es wird ja wohl erlaubt sein, auch einmal für ein eigenes Machwerk ein Wort einzulegen, wenigstens dann, wenn man sich mehr der Species annimmt, der es angehört, als daß man das Individuum rühmte und dadurch das Sprüchwort vom Eigenlob sich auf den Hals zöge. Warum auch nicht? Wenn kein Kritiker kommt, der seinen gestrengen Amtsgenossen sagt: ihr wendet hier einen fremden Maßstab an, einen Maßstab, der von einer andern Gattung genommen ist, warum sollte der Verfasser nicht den Mund aufthun?

So bekenne ich denn, daß ich der Sünder bin, der das Kindlein: Faust, der Tragödie dritter Theil u. s. w. in die Welt gesetzt hat. Eigentlich ist allerdings gar kein Bekenntniß nöthig; die Pseudonymie und dann das Schweigen zu den Nachfragen gehörte mit zum Spaß: man sollte ein bischen rathen und mochte nicht allzu schwer errathen. Auch jetzt würde ich aus demselben Grunde nicht herausrücken, wenn der Sünder nicht Ursache hätte, mit seinen allzu mürrischen Richtern ein Wort zu reden.

Vorausschicken muß ich, daß ich an Literatur und kritisches Forum ursprünglich gar nicht dachte. Ich wollte harmlosen Menschen ein fröhliches Lachen bereiten, wo sie sich sonst kläglich den Kopf zerbrachen; nichts weiter. Der Schwank

sollte eigentlich in die „Fliegenden Blätter" wandern, mit Zeichnungen in ihrem Styl ausgestattet werden. Er wuchs zu groß an für diese Bestimmung, die Redaktion mag auch keine Satyre mehr, beschränkt sich immer grundsätzlicher auf das komische Sittenbild. So gab ich den Spaß in den Buchhandel. Er ist hiedurch der Kritik verfallen und da er es einmal ist, so wird mir aus seiner Anspruchlosigkeit doch wohl keine Pflicht erwachsen, zu schweigen, wenn man ihn nicht für das nimmt, was er sein will.

Es wird das Beste sein, ich erzähle zuerst, wie es mit der Entstehung zugegangen ist. Als ich vor etlichen Jahren über Goethe's Faust las und an den abgeschmackten Vers des Chors der seligen Knaben im zweiten Theile kam: „er überwächst uns schon — er wird uns lehren," fiel mir mitten im Vortrag ein: das ließe sich ja hübsch zu einer Satyre benützen: Faust wird im Jenseits Präzeptor bei den seligen Knaben. Der Anfang und das Motiv, daß der Held nachträgliche neue Prüfungen zu bestehen hat, war fertig, und ein Hauptmangel der Dichtung, daß Faust, der, ausgenommen den vierten Akt, nicht gehandelt, nicht gewirkt hat, zu leichten Kaufs beseligt wird, war am Schopfe gefaßt.

Die Ausführung blieb liegen, ohne daß sie gerade aufgegeben war; ich spann ohne bestimmtere Absicht an dem Einfall so fort: Auftritte, wie Faust von seinen Schülern geneckt wird, Mephistopheles als Anstifter schwebten mir vor. In einem andern Halbjahrskurs, da ich wieder Goethe's Faust behandelte, kam ich bei der Betrachtung des zweiten Theils wie gewöhnlich auf die Allegorie und das reflektirte Symbol zu sprechen. Ich beleuchtete das unorganische Verhältniß

zwischen Bild und Inhalt, das in diesen Formen stattfindet; ich zeigte, daß das Bild, da es hier nur als Mittel diene, nicht schön zu sein brauche, daß es ebenso gut unschön oder ganz dürftig sein, ja in diesem Falle dem Zweck besser entsprechen könne: ein todtes, mechanisches Objekt z. B. nöthige uns viel bestimmter, als ein lebendiges Wesen, nach dem Vergleichungspunkte zu sehen und den Gedanken zu suchen, der dahinter versteckt sei; eine Lichtscheere sei ein ganz passendes Bild der Aufklärung, ein Lichtlöscher versinnliche ganz zweckmäßig den Obscurantismus. Dabei fiel mir ein, ebenso könnte ein Stiefelknecht als Symbol der geistigen Entwicklung gebraucht werden, sofern sie in einem Lösen von Hemmungen, einem Befreien aus innern Stockungen besteht; Verwicklung in Irrthum, Zweifel, Leidenschaft, die den Fortschritt aufzuhalten droht, wäre dann ein pressender Stiefel, die Leiden des Gemüths auf solchen Knotenpunkten natürlich — Hühneraugen. Die vollendete Absurdität der Vorstellung machte mir Spaß, denn sie erschien mir als ganz gemäße Veranschaulichung der richtigen Consequenz des Sinnbilder ausbrütenden Verfahrens. Nun ist die Idee der Entwicklung die leitende in der Tragödie Faust; schon der Prolog im Himmel sagt uns, daß die Entwicklung es sei, welcher auch das Böse als Hebel dienen muß, und kündigt an, daß wir alle Trübung des Geistes, Verrennung, Verirrung, Täuschung, Schuld im Leben des Helden unter diesem Standpunkte zu fassen haben. Ich kam auf meinen Gedanken an eine Satyre zurück, griff den Einfall vom Präzeptor wieder auf, knüpfte ihn mit dem Einfall vom Stiefelknecht zusammen und hatte nun den Anfang und das Ende: Faust hat im Vorhimmel noch Proben zu bestehen; nachdem er sie

bestanden, soll er in den Himmel aufgenommen und gewürdigt werden, in dem Sinnbilde der Entwicklung das Geheimniß seines Lebens und aller Geschichte anzuschauen. Nun fehlte mir aber noch die Mitte. Der Anfang war leicht zu erweitern: Faust ist in seinem Lehrstande zu schmaler Kost verdammt, Mephistopheles sucht ihn durch Gaumenkitzel zu verführen, dann reizt er die Knaben zu allerhand Schabernak; allein Faust mußte natürlich noch andere und schwerere Proben aushalten, als die Geduldprüfungen eines geplagten Schulmanns. Zum Abstrusesten in Goethe's Altersprodukt gehören die Mütter nebst dem mystischen Dreifuß, Schlüssel u. s. w. Es lag nichts näher, als daß nun diese daran mußten; sie sollten auf Mephistopheles Rath die Seele des verwegenen Eindringlings durch Schreckbilder zu lähmen suchen. Allein durch was für Schreckbilder? Helena und Euphorion mußten eingeführt, aber nach kurzer Drohung komisch aufgelöst werden, denn mein Faust hatte schon im Anfang, im Gespräch mit Gretchen, zu erkennen gegeben, daß er über die Helena enttäuscht sei. Da kam mir in den Sinn, eine politische Parthie einzuschieben; der Gedanke leuchtete mir um so mehr ein, da eine rein literarische Satyre schließlich doch der nöthigen Würze entbehrt. Es lag sehr nahe, Faust und Valentin zu den Rollen zu verwenden, die ich ihnen zugetheilt habe; der Chor der Trojanerinnen konnte dann die Klein- und Mittelstaaten vorstellen. Belustigend ist, daß die Anzeige in den „Blättern für literarische Unterhaltung" meint, da das Ganze auf harmlosen Unsinn angelegt sei, so hätten die Seitenhiebe auf den „französischen Herrscher" und „besonders" die auf Preußen wegbleiben sollen. Wie schauderhaft, so Heiliges antasten! —

Gelegentlich muß ich hier bekennen, daß ich S. 95 versäumt habe, mit ein paar Worten nachzuhelfen, um einem Mißverständniß vorzubeugen; statt: „während fröhlich abgewalzt wird, fällt der Vorhang," hätte ich setzen sollen: „es wird immer rascher und endlich so rasch getanzt, daß man nur Eine Gestalt zu sehen glaubt; der Vorhang fällt." Darin läge gewiß keine Andeutung, als meinte ich eine Lösung für die deutsche Frage zu wissen, wohl aber ein hinreichend deutlicher Wink, daß ich nicht meine, wir können dadurch zum Ziele kommen, daß wir an unser Staatenmaterial, wie es ist, die moralische Forderung der Einigkeit stellen. Die Unterlassung eines solchen Winks hat mir im „Deutschen Museum" den Hieb zugezogen: „der Verfasser ist sich über den Standpunkt, den er in politischer Beziehung einnimmt, offenbar selbst nicht klar." Ist sich übrigens Herr R. Prutz so klar, daß er zu einer bessern Nachhülfe Rath wüßte, so ziehe ich bescheiden vor seinem politischen Tiefblick die Segel ein.

Zur Ausfüllung meines Rahmens fehlte nun noch dieß und das, was mir im weiteren Spiele der Gedanken an den Kern eben so angeschossen ist; so z. B. das Commers, wozu sich die vier tiefsinnigen Figuren der Kuttenmänner hergeben mußten, das mystische Laxier u. dergl. Es fällt mir nicht ein, mich mit einer Analyse der poetischen Genesis eines Scherzes wichtig machen, vor mir und dem Leser bespiegeln zu wollen; auf das Eine und Andere komme ich im weiteren Zusammenhang ohnedieß zu sprechen.

Kein Intriguenlustspiel, sondern eine phantastische Posse wollte ich machen und habe ich gemacht; wenn ich sage: eine aristophanische Komödie, so soll Niemand meinen, ich wolle

mich mit Aristophanes vergleichen; aber darum, weil sich Einer mit dem Alt- und Großmeister der dramatischen Karikatur an Geist nicht kann messen wollen, wird ihm doch wohl nicht verboten sein, ihm auf den Boden seiner poetischen Gattung zu folgen. Also in der Fabel nicht knotenflechtender Witz, sondern Narrheit, Unmögliches oder Mögliches an Unmögliches gelehnt, kurz das komische Wunder! Die Charaktere nicht durchgeführte menschliche Individuen, sondern derbe Holzschnittbilder aus wenigen Strichen, Marionetten! Der Ton aber, die einzelnen komischen Mittel des Witzes, der Ironie, der Metapher mehr närrisch, frei humoristisch als rein satyrisch! Es kann sich an die wilde Komik der Fabel wohl die beißendste Satyre knüpfen, das wissen wir aus Aristophanes, aber seiner wahren Natur nach reißt dieß ungebundene Spiel über die bloße Absicht des Beißens und Stechens auch hinaus, führt in ein Komisches, das, wie das Schöne um seiner selbst willen schön, so um seiner selbst willen komisch ist, in den „holden Wahnsinn.“ Satyre muß Satyre bleiben, aber phantastische Satyre geht gern weiter, als ihr Zweck, erhebt sich im Spott über den Spott in das reine, freie Lachen. Es war nicht eigentlich eine Absicht, ein Entschluß, daß ich den dummlichen, saftigen, dusligen, nicht den fein zugespitzten Ton griff; ich muß nur bekennen, daß es mein Geschmack so ist. Ob unter den zielenden Witzen, die ich eingeflochten, etwas Gutes ist, ziemt natürlich nicht mir zu beurtheilen; ich habe mich aber im Einzelnen und Ganzen mehr des schlechten Witzes befleißigt. Freilich gibt es auch einen guten schlechten und einen schlechten schlechten Witz; zu welcher Gattung der meinige gehört, das zu beurtheilen muß ich ebenfalls Andern überlassen. Nur daß

ich mir Richter ausbitte, welche noch Sinn haben für das, was an sich komisch ist, nicht bloß für das, was durch Beziehung komisch ist. Ich setze das nächste beste Beispiel her. Es erzählt Einer, auf einer Fußreise in der Schweiz haben ihn die Stege, die er an den Hosen trug, nicht wenig belästigt, sie seien immer gerissen. Es wird ihm erwiedert: warum er auch solche getragen habe? ihn hätte das Wort Schillers im Liede des Alpenjägers im Wilhelm Tell warnen sollen: es donnern die Höhen, es zittert der Steg. Hat in dieser Unterhaltung vorher der Erste oder irgend ein Dritter sich durch gelehrte Sucht des Citirens lächerlich gemacht, so ist dieß ein treffender Witz, so, was man einen guten nennt; man lächelt mit ironisch aufgezogenen Mundwinkeln; mir aber, ich bekenne mich zu der Ketzerei, gefällt er besser ohne diese Beziehung, ganz nur als schlechter Witz, denn so gibt er einfach froh und dumm zu lachen; ja man kann sagen: hinter der Dummheit liegt etwas Tieferes, denn der, welcher diesen Witz als schlechten macht, stellt eigentlich sich selber dumm, gibt sich als Thoren dem Gelächter preis, fingirt gleichsam, er sei derjenige, der wegen abgeschmackten Citirens zu verspotten sei, und er ist zugleich derjenige, der den Spott vollzieht: dieß ist freiere, ist reine komische Aktion. So verhält es sich nun auch mit der komischen Sprachbildung, Sprachverkröpfung, Sprachverschnörklung; Rabelais und Fischart haben sie geübt zunächst als Spott auf das Mönchslatein, zugleich dient sie als entsprechende Form der tollen Fabel, welche die Unnatur des Mönchs- und Ritterwesens, die Ungeheuerlichkeit, die Lügengebirge der Ritterromane parodirt; aber die Narrheit geht viel weiter, als zum Zwecke nöthig

war, die Zunge geräth in ein freies trunkenes Spiel, ein rein thörichtes Lallen, so wie ja auch im Inhalt der satyrische Anlauf die Phantasie der beiden Humoristen in's freie Schweben weit über das Ziel fortreißt. Meine sprachlichen Schnaken haben den Zweck, die Manierirtheit, die behäbige Affektation von Goethe's Altersstyl zu parodiren; Spuren desselben zeigen sich schon im ersten Theile des Faust; der Ostergesang z. B. hat schöne Parthien, aber die dreifachen, ja fünffachen gleitenden Reime („preisenden, beweisenden, speisenden, reisenden, verheißenden") sind doch bereits Schnörkel; auf diese und auf das Uebermaß des Opernhaften, was in den häufigen Gesangstücken schon hier eindringt, sind meine Chöre unsichtbarer böser und guter Geister in den zwei ersten Akten gemünzt, schweifen aber im Taumel der Laune über das Schußziel hinaus wie die Situationen und die einzelnen Scherze im Uebrigen eben auch darüber hinausfahren. Bei diesen Sprachspielen — auch dieß mag hier noch angeführt werden — schöpfte ich mitunter aus dem süddeutschen Dialekt, wie ja bei aller lustigen Possendichtung von jeher die Mundart hat herhalten müssen; natürlich muß ich mir Leser wünschen, die, wenn sie nicht diesen Dialekt kennen, doch noch in einem Dialekte zu Hause sind; wer diesem naiven Elemente ganz entfremdet, aus dem Naturboden der Sprache ganz entwurzelt ist, dem muß zugleich mit dem fremdartigen Hanswurstkleid Alles zusammen in meiner Posse wildfremd vorkommen.

Dieß Alles war, wie gesagt, mein eigener Geschmack, aber mein Urtheil billigte, was die natürliche Neigung ergriffen, weil mir Goethe zu lieb ist und zu hoch steht, als daß ich lauter spitze Pfeile des stechenden Witzes auf ihn hätte

abschießen mögen. Mein Unwille gilt ja mehr dem unkritischen Kultus seines wunderlichen Machwerks, mehr der wohlweisen Geschäftigkeit der Deutungswütheriche, die sich von dem alten Herrn an der Nase herumziehen lassen, als ihm selbst; allein auch diese sollten, meine ich, immerhin selbst noch mitlachen können, wenn sie anders Humor haben, denn, noch einmal, ich bin kein Freund des Witzes, der so trifft, daß der Getroffene nicht mitlachen kann. Doch wir müssen bei Goethe stehen bleiben: ich hielt also für erlaubt und für recht, auf ihn mit der Narrenpritsche zu schlagen; allein ich muß dieß genauer bestimmen: ich wollte mich gegen Goethe auf Goethe stützen, ich wollte von dem greisenhaften Dichter an den ursprünglichen und gesunden appelliren. Ich bin auf's Innigste überzeugt: wenn man Goethe dem Jüngling, nein, auch Goethe dem Mann diesen seinen zweiten Theil Faust hätte hinzeigen und sagen können: sieh, dieß wirst du einmal machen, ihm hätte zuerst die Hand zu einer ausgiebigen Ohrfeige gezuckt, dann aber wäre er in Lachen ausgebrochen; hierauf hätte er sich vielleicht erbitten lassen, aufmerksamer zu lesen; da hätte er in den humoristischen Stellen und in der Idee, seinen Faust als Fürsten eines freien Volkes sterben zu lassen, sich selbst wieder erkannt, aber nur um so kläglicher hätte er im Hinblick auf alles Uebrige die Götter angefleht: schützet mich vor mir selbst, erlöset mich von diesem Zerrbild meines bessern Ich, das sich mir auf den Rücken schnüren und mit mir in die Ewigkeit wandern will, schickt mir einen Retter, der mir diesen Kobold vom Halse schafft, der mir mit einem himmlischen Höllenstein diese große, ruppige Warze wegätzt, der mir diesen langen, langen Zopf mit dem zierlichen

Schwänzchen, den ich mir anbinden soll, mit breiter Scheere abschneidet! — Ob die Götter mich zu diesem Werk ausersehen haben, ob ich mich ohne ihren Willen dazu aufgedrängt habe? Ich weiß es nicht; genug, ich wollte dieser Retter sein, ich wollte Goethe von Goethe retten und ich lebe des Glaubens, daß er im Elysium mir dankt; denn Goethe im Elysium ist ja der verjüngte, der wahre Goethe, nicht der Allegorientrödler und Geheimnißdüftler von 70—82 Jahren.

Herr Julian Schmidt (er wird es doch wohl selber sein) hat sich in den Grenzboten mit einem kurzen, heraufgedrückten, vornehmverächtlichen Rülpsen über meinen Scherz ausgelassen und über den Schlußvers gesagt: „wenn der Verfasser zuletzt Goethe aus einem Himmelsfenster schauen und herzlich über das Stück lachen läßt, so erlauben wir uns dieß für ein Mißverständniß der Person zu halten.“ Ich finde in H. Schmidts Kritik mehr Behagen (an der Bosheit) als Witz; ich kann ihm aber in aller Aufrichtigkeit sagen: ich bedaure, daß er mit dem Lesen des Heftchens Zeit verloren hat: es ist nur für Leute, die er für Kinder halten muß und soll.

Der Berufung von dem alten an den jugendlichen und männlichen Goethe habe ich thatsächliche Gestalt gegeben, indem ich aus dem ersten Theil den Valentin herübernahm und gegen die ausgestopften Bälge der Allegorie, gegen die humanitarische Thatenscheue Fausts als naive Kraft, als breiten Pfeiler hinstellte. Nicht ohne einen gelinden Schauder über meinen Frevel zog ich auch Gretchen herein. Die Anzeige in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ meinte, den ersten Theil hätte ich ganz verschonen müssen. Ich weiß nicht warum; die Komik hat selbst die reinsten Gestalten der Poesie niemals

verschont und ist auch niemals dazu verpflichtet gewesen; es kommt ja nicht auf den Gegenstand, sondern auf den Geist an. Vollends wenn es gilt, den verspäteten zweiten Theil eines Gedichts, den ich für ein blutloses, lebensunfähiges Gebild halte, aus dem Sattel zu heben, so kann mir Niemand verwehren, meinen Hebel im guten ersten Theile zu holen. Freilich Valentin ist mir positiver Hebel, Gretchen negativer; ich fingire, sie sei durch Lesung des zweiten Theils der Tragödie eine unnatürliche Person, eine geschraubte Bildungsdame geworden. Dieß ist eben nur der Ausdruck für das Gefühl des Bedauerns, daß die liebliche, naturvolle Gestalt in die Nachbarschaft von Schemen, von Alraunen, Larven zu stehen gekommen ist, von Halbleichen, die nach Opium riechen. Mir habe ich sie durch meinen Frevel nicht verderbt, mit Entzücken und Rührung folge ich ihr bis zum letzten schweren Gang wie vorher; ich denke, so wird es Andern auch gehen.

Als das muthwillige Opus in die Welt gegangen war, versicherten mich Leute, an deren Urtheil mir etwas liegt, sie haben darüber lachen müssen, daß ihnen die hellen Thränen in den Augen standen. Mir selbst hatten die Spässe, wie sie mir einfielen, das Zwerchfell geschüttelt. Nun kamen nach und nach die Kritiken. Herr Robert Prutz fand die Scherze hölzern, erzwungen, schwerfällig, pedantisch: „die Ader des Humors fließt nicht freiwillig, sondern der Verfasser muß erst pressen und pumpen, bevor sie wenige dürftige Tropfen hergibt.“ Ich kann dagegen nichts setzen, als daß meines Erinnerns mir die Narrheiten lustig von selbst gekommen sind; wie sollte ich der Geck sein, ein Wort weiter hierüber

vorzubringen? Aber ich möchte Herrn Prutz doch fragen, warum ihm denn auch gar so schnell das Pumpen einfällt?

Doch ich wollte, ehe ich die verwerfenden Stimmen der Kritik aufnähme, noch von einer heitern Erfahrung melden. Es liegt in der Natur einer Poesie, die sich in Sinnbildern bewegt und dazwischen wieder Solches bringt, was nicht sinnbildlich, sondern eigentlich gemeint ist, daß man im Dunkeln bleibt, wo das Eine aufhöre, das Andere beginne. „Das bedeutet noch etwas!“ „„Nein, das bedeutet nichts weiter, das ist eben, was es ist!““ So zanken sich die Ausleger. Ich habe nun in meine Posse Einiges mit Absicht gesteckt, was in diesem Sinne Verlegenheit bereiten sollte; ich erlebte aber den Spaß, daß man sich über einigen schlechten Witzen und über Figuren, die eben einfach zum Apparat gehören, um eine Handlung durchzuführen, welche als Ganzes dann freilich komisch allegorischen Sinn hat, mit geschäftiger Wichtigkeit den Kopf zerbrach. Wer steckt hinter dem D. Marianus? Wer hinter den drei Patres? Hinter dem „strengen Böttcher“ wohl Niemand anders, als die bekannte literarische Klatschbase? Ich habe nicht an solche Anspielung gedacht, Böttcher ist eben ein anderes Wort für Küfer, „Retticher,“ was eben dort steht, nichts als eine närrische Sylbenerweiterung wie: „Nach Arabichen, nach Arabichen, gib mir jetzt den Wanderstabichen.“ Hinter solchen einzelnen Schnurren etwas zu suchen ist selbst der im Morgenblatt erschienenen Anzeige widerfahren, der einzigen, die auf das Wesen der phantastischen Satyre einging und freundlich dem Humor Humor entgegenbrachte. Sie hat übrigens zwischen zwei Sätzen, die sie aufstellt, ein gewisses Dunkel stehen gelassen. Sie gibt eine absolute Narrheit

zu, verlangt aber, daß sie schließlich doch auf einen bedeutenden Gegenstand sich beziehen müsse. „Im vorliegenden Fall muß sich alle Dummheit, alle Schweinerei auf die Faust'sche Allegorie beziehen und zwar als auf etwas ganz ernsthaft Vorausgesetztes, etwas Tiefes und Geheimnißvolles. Wo diese Beziehung auf irgend einem Punkte zurücktritt, da wird die komische Dummheit einfach dumm und abgeschmackt, da schlägt die gesalzene, witzige Schweinerei in das schlechthin Häßliche und Degoutirende um." Der Verfasser hat aber ja der Komik ihre Willkühr eingeräumt, „regellos wilde und halsbrecherische Sprünge" erlaubt. Wie lang oder wie kurz soll nun das Band sein, das sie auch bei diesen Sprüngen am satyrischen Zwecke festhält? Da liegt ja eben die Frage. Daß einzelne Wortwitze und dergleichen kleine Waare auch zwecklos spielen dürfen, wird er nicht verneinen. Ob er bei weniger untergeordneten Stücken, bei ganzen Auftritten dem Band eine erwünschte Länge läßt, ersieht man nicht deutlich aus seinen Worten. Ich will als Beispiel nur die Verzapfung durch Valentin hier anführen. Zunächst bedeutet sie nichts, sie ist eben ein Punktum, das ich brauchte, die Läuterung mußte eben ein Ende erreichen. Verlangt nun der Verfasser dieser Anzeige, daß das derbe Motiv unmittelbar etwas bedeute im Sinn der Parodie der Allegorie, so muß er obiges verwerfende Urtheil auf dasselbe anwenden. Allein mittelbar bedeutet der gröbliche Auftritt allerdings etwas, schlägt auf etwas: er will sagen, es sei keine Kunst, die Leser anzureizen, daß sie sich vergeblich die Zähne an Räthseln ausbeißen, wenn man so „hineingeheimnisset" wie Goethe, wenn man dunkle Sinnbilder ausheckt, über deren Grenze, wo sie

der direkten poetischen Darstellung Platz machen, kein Licht zu finden ist; wie das vorhergehende Laxier will er ferner sagen, daß im allegorischen Geheimnißkram keine Grenze zwischen dem Schönen und Häßlichen zu setzen ist. Dieser Grad von Beziehung ist nach meinem Dafürhalten hinreichend. Unser Kritiker wird nicht behaupten wollen, daß die Verspottung der Allegorie stets eine so nahe Beziehung auf die verspottete Allegorie haben müsse, wie das eben genannte Motiv des Laxiers, das neben der angegebenen allgemeinern Absicht einleuchtend genug den innern Läuterungsprozeß komisch symbolisirt; man muß einen Spielraum offen lassen, der satyrische Stab, mit reinem Muthwillen lang in der Luft gewirbelt, muß nicht auf ein Nächstes treffen, sondern kann auf Distanz nach Entlegenerem geschleudert werden. Uebrigens führt das Beispiel auf die Frage nach dem Recht des Cynismus, wovon ich nachher ein Wörtchen zu sagen habe. Ich muß zuerst einen Einwand aufnehmen, der einer solchen Satyre das Recht der Existenz in jetziger Zeit überhaupt bestreitet.

Eine Travestie des berühmten Werks sei ein Anachronismus, heißt es im Deutschen Museum; vor dreißig Jahren etwa, als es erschien, sei es Zeit für eine solche gewesen; seitdem haben wir dasselbe so gründlich kennen gelernt, der Zusammenhang, in welchem es mit dem gesammten Leben und Wirken des Dichters steht, liege uns so deutlich vor Augen und das Urtheil über seine Vorzüge sowohl wie über seine Schwächen habe sich im Allgemeinen so festgestellt, daß die Satyre post festum komme. Wie? Wir sollen mit diesem Poem fertig sein? Haben wir uns bis heute auch nur über den Sinn der räthselhaftesten Allegorien verständigt? Weiß

Jemand gewiß, was der Homunkulus bedeutet? Was der große Pan, der Ausbruch des Feuers bei dem Mummenschanz? Der Dreifuß, der Schlüssel? Die dunkeln Fratzen alle der klassischen Walpurgisnacht? Wenn Herr Prutz es gewiß weiß — ich meines Theils kann mich nicht solcher Weisheit rühmen; ich kann aber auf die Ausleger hinweisen, die sich heute noch streiten. Sie werden sich ewig streiten. Goethe hat es so gewollt; er hat beliebt, nicht nur Allegorien, sondern solche Allegorien auszuhecken, welche Räthsel sind und bleiben, nicht nur Räthsel, sondern solche Räthsel, von denen man, so lang und oft man räth, nie wissen kann, ob man errathen hat. Und weiß Jemand gewiß, wo die Grenzen zwischen Allegorie und direkter Dichtung zu ziehen sind? Hat mir nicht mein Freund und Mitarbeiter an der Aesthetik, Köstlin, das Leid angethan, sich über dieß wie über jenes mit Herrn Düntzer zu zanken? Ja vergißt nicht fast die ganze kritische Welt heute noch die ersten ästhetischen Prinzipien, den absoluten Werthunterschied zwischen lebendig poetischer Gestalt und zwischen unerquicklicher Sinnbildnerei, wenn sie mit offenem Mund und hochgezogenen Brauen vor das hochheilige Mysterium tritt? Hat man nicht unbegreiflicher Weise theatralische Aufführungen versucht und denkt nicht selbst Köstlin an solche? Wenn man erkannt hat, daß uns Goethe vor Allem ein Bild seiner eigenen humanistischen, wissenschaftlichen Entwicklung gibt, räumt Jemand ein, was ein Kind einsehen kann, daß er darüber das Nöthigste versäumt, nämlich seinen Faust bei Zeit und energisch in's handelnde Leben zu stoßen? Nun aber die Unglücklichen, die Millionen, die ohne gelehrten Apparat und doch mit gebildetem Sinn an ein Werk Goethes

treten, gern bewundern möchten und nicht verstehen können, bei dem besten Willen, zu verehren, sich verdrießlich abquälen und sich's nicht zu gestehen wagen, weil die hochnasigen Kritiker ihnen unverbesserlich das profunde Werk anpreisen! Die armen Gutmüthigen, die nun in der Angst ihres Herzens meinen, sich selbst die Schuld zuschreiben zu müssen, wenn sie nicht verstehen, nicht bewundern können! Und da soll eine Satyre verspätet sein? Diese Unglücklichen soll nicht die befreiende Kraft der Komik von dem drückenden Alb erlösen? Und dem Gelehrtenvolke soll sie nicht sagen: gebt's einmal auf, den ungeheuern Lebtag aus einem halbkindischen Altersprodukte Goethes zu machen; thut dem alten Herrn das Leid nicht an, Abgötterei mit seinen späten Schnaken zu treiben; ach, laßt ihn um's Himmels willen drin sitzen, in seinem Stübchen, kritzeln und seine seltsamen Schnörkel auf dem Papiere ziehen, schonet ihn im Andenken an die gute Zeit seiner vollen Kraft; seht, ihr macht ihn nur lächerlich und euch selber mit, denn man weiß recht wohl, welche zwei Dinge ihr miteinander verwechselt: das Glück eurer Eitelkeit im Deuten, Rathen, vermeintlichen Errathenhaben tragt ihr auf das Gedicht über, legt ihr ihm als ästhetischen Werth bei!

Und nun zum Vorwurf des Cynismus! Ich finde ihn in keiner literarischen Zeitschrift, nur in einem Lokalblatt ausgesprochen, weiß aber wohl, daß er stark unter den Leuten umging, und sah es natürlich voraus. Man hat etwa gesagt: was einem Aristophanes, Rabelais, Fischart erlaubt sei, das stehe einem Kind unserer Zeit nicht mehr zu. Warum denn nicht? Die Unnatur zu bekämpfen, dazu hat man den Cynismus und wird ihn haben, so lange die Welt steht. Die

Zeit der Glacéehandschuhe und Lackstiefel und Krinolinen ist verbildet genug, ihn zu bedürfen, und ist doch noch stark genug, ihn zu ertragen. Ich weiß, daß vernünftige Frauen, die noch Natur und Humor besitzen, herzlich über den Deutobold gelacht haben. Doch es handelt sich um den näheren Anknüpfungspunkt. Das Bild in der Allegorie, habe ich gesagt, kann dem Zwecke besser dienen, wenn es in einem unlebendigen, ja mechanischen Objekte, als wenn es in einem lebendigen, der Schönheit fähigen besteht. Ich setze hinzu: wenn es für sich geradezu häßlich ist; denn ein häßliches kann nach Umständen den Vergleichungspunkt einleuchtender hervorspringen lassen, als ein schönes oder nur sauberes. Das Häßliche kann auch das physisch Ekelhafte sein. Goethe sagt z. B.: „D. Marianus (in der obersten, reinlichsten Zelle).“ Die Bedeutung ist dießmal freilich nicht dunkel, der Vergleichungspunkt springt in die Augen: die Reinlichkeit bedeutet die innere Reinheit, den Läuterungsgrad des Herrn Doktor. Aber wie abgeschmackt! Die Zellen der drei Patres sind demnach wohl in drei Abstufungen nach unten eine dreckiger als die andere? Kann man widerstehen, diesen Tiefsinn des Schmutzes in einem läuternden Laxier, das dem Faust eingeschüttet wird, so wie die absurde Mysteriosität des Wegs zu den Müttern durch das Unaussprechliche gewisser Theile eines Gebäudes zu parodiren? Ist mit dem Häßlichen überhaupt nach Lessings altem Satze nicht auch das Ekelhafte zulässig in der Kunst, wenn es nur dem Komischen (wie ein andermal dem Furchtbaren) dient? Doch wohlgemerkt: vom Cynischen ist das Obscöne, das geschlechtlich Anstößige zu unterscheiden. Goethe hat sich darin viel, sehr viel erlaubt. Ich

meines Theils gestehe, daß mir ein gewisses Motiv, wodurch Mephistopheles von der Leiche des Faust abgelockt wird, mehr ekelhaft, als komisch ist; noch widerlicher ein anderes: wie Faust mit Helena sich gefunden hat und vor allem Volk neben ihr thronet, heißt es:

Näher und näher sitzen sie schon
Aneinander gelehnet,
Schulter an Schulter, Knie an Knie;
Hand in Hand wiegen sie sich
Ueber des Throns
Aufgepolsterter Herrlichkeit.
Nicht versagt sich die Majestät
Heimlicher Freuden
Vor den Augen des Volkes
Uebermüthiges Offenbarsein.

Soll wohl auch etwas recht Tiefes bedeuten; was? weiß der Himmel, ich nicht. Ob es aber etwas oder nichts bedeute, es ist in beiden Fällen gleich schamlos und vor Allem ein Faustschlag in's Gesicht des richtigen antiken Gefühls, seiner Strenge, seiner keuschen Unterscheidung des Zusammenhangs, in welchem das Sinnliche sich frei bewegen darf. Goethe in seiner guten Zeit hätte sich lieber selbst in's Gesicht gespuckt, als daß er so etwas geschrieben hätte. Von gewissen Gedankenstrichen in den Blocksbergscenen, dort wo mit den Hexen getanzt wird, wollen wir schweigen; Goethe mag versuchen, das Ekelhafteste, was je gewagt worden ist, aus der gegebenen Absicht einer Charakteristik der ganzen Wollust bis in die Abgründe ihres Schlamms zu rechtfertigen. Es wäre leicht

gewesen und hätte nahe genug gelegen, in der Satyre ihm auch auf den Boden des Obscönen zu folgen; es war nicht mein Geschmack. Dafür spreche ich aber auch an, daß man nicht zimpferlich thue über meine unschuldigen paar Sauereien aus dem Gebiete der naturalia non turpia. Oder muß man ein Aristophanes, ein Goethe, ein Genie sein, um den Freibrief für einen cynischen Spaß zu erschwingen? Wo steht das geschrieben? Welcher Polizeidiener des Anstands hat mir Verhaltungsregeln vorzuschreiben? Ja, nicht wahr, ihr naserümpfenden Ceremonienmeister, wenn ihr's aus dem Griechischen oder etwa dem Englischen übersetzen müßtet, da wär's etwas Anderes? Da möchte ich euer Gemecker hören! Oder auch nicht!

Zum Schlusse nun noch ein Wort von dem Refrain, der fast in allen Anzeigen der Posse, die mir zu Gesichte gekommen, wiederkehrt: Mangel an Erfindung und Witz. Ich komme hier auf den Anfang meiner Selbstvertheidigung zurück: man müßte eine Satyre über mich selbst schreiben, wenn ich so abgeschmackt wäre, mich als mein eigener Ritter für mich zu schlagen in der Frage, ob Witz in meiner Schnurre sei oder nicht; unterscheidet man aber Witz von Erfindung, so wird das letztere Wort doch wohl auf die Situationen, die Fabel zu beziehen sein, und da darf ich billig in Anspruch nehmen, daß man eine phantastische Posse nicht an dem Maßstab einer verwickelten naturgemäßen Lustspielhandlung messe. Also, wie schon gesagt, ich verlange, daß man die Gattung im Auge behalte. Was meint denn Herr R. Prutz, wenn er sagt, es fehle meinem Schwank an „aller eigentlichen Handlung?“ Er selbst hat einmal eine phantastische Posse geschrieben; ich habe seiner Zeit mich der „Politischen Wochenstube“ höchlich erfreut, in

meinen Vorlesungen sie immer rühmend erwähnt; das gelungenste Stück der höchst einfachen Handlung darin ist die Zangenentbindung Schellings; das Motiv dazu ist von Hans Sachs entlehnt, aus dem „Narrenschneiden,“ mir fiel es aber nie ein, ihm das aufzumutzen; nur jetzt muß ich ihn bitten, an seine Nase zu fühlen. Im Uebrigen kann ich mich trösten, mit einem unendlich Größeren, als ich bin, mich in gleicher Verdammniß zu befinden. Ich sah mir, als das Donnerwort der Kritik erscholl: „Mangel an Erfindung,“ den alten Schalk Aristophanes wieder an, z. B. seine zwei literarischen oder besser kulturhistorischen, geistes- und sittengeschichtlichen Komödien. In den Fröschen: die Unterweltsfahrt des Dionysos, Begrüßung des Herkules, Prügelscene mit Aeakus, dann der Wettstreit der zwei Dichter, die in Handlung übersetzte komische Metapher von der Waage — das ist Alles. Die Wolken sind noch ärmer an sogenannter Handlung. Strepsiades gibt seinen Sohn in die Denkanstalt des Sokrates, benützt die Sophistik, die sich der Sprößling daselbst angeeignet, zur Abschüttlung von Gläubigern, wird dann von ihm geprügelt und zündet dem Meister der Spekulation sein Seminar über dem Kopf an: Punktum. Es ist eine hübsche Art Rechnung, mir den komischen Geist absprechen und dann mehr von mir verlangen, als von dem, der ihn im vollsten Maße besaß. Man wird mir nicht entgegenhalten, es handle sich nicht von der Zahl, sondern von dem komischen Werthe der Situationen; ob Faust als Schulmeister in seiner Hungerkur und unter den Knaben, dann bei den Müttern, dann als Fuchs bei dem Kommers, als Gegenstand der mystisch medicinischen Läuterung und endlich als Eingeweihter der Mysterien komisch ist oder nicht,

das müssen die Lachmuskel der Leser entscheiden, natürlich derjenigen, denen Natur und Humor die Competenz zuspricht; nein, sofern von der Qualität, dem komischen Werthe die Rede ist, haben meine Kritiker ganz deutlich jene Situationen darum verworfen, weil sie nicht realistisch sind im Sinne des modernen Lustspiels, das sich auf dem Boden der Naturwahrheit bewegt und natürlich Schlag auf Schlag eine reiche Reihe komischer Situationen abspinnt; das sagt namentlich der Ausdruck: Mangel an „eigentlicher" Handlung; im Uebrigen aber haben sie die Quantität, die Zahl der Situationen im Auge und, wie gesagt, da kann ich mich mit Aristophanes trösten.

Nun aber ja — die Ausfüllung des Rahmens, darauf wird es ankommen, das ist die Hauptsache, also „der Witz." Ich weiß zwar nicht so ganz, ob es richtig ist; die Erfindung der Handlung wird doch auch etwas sein; Beides wird an Bedeutung gleichwiegen: das Drastische des Vorgangs und die einzelnen komischen Lichtpunkte, die im Dialog und Monolog, in den Gesängen aufgesetzt sind. Und freilich, hier ist meine Rede pro domo eigentlich zu Ende. Ich kann nur sagen: Witz, der durch Beziehung komisch ist, Stechwitz ist wenig darin, blutwenig, kann nur wiederholen: mein Geschmack ist der zwecklose, der närrische, der natursaftige Witz, der schlechte, wenn man will. Er ist wohl auch der gutmüthige, denn durch ihn erhalten die verspotteten, karikirten Personen den Charakter der Behaglichkeit, der Wohligkeit. Sehen wir noch auf einen Komödiendichter der neueren Zeit. Molière ist eigentlich bitterer Satyriker, allein er geht oft über, ich meines Theils sage: er erhebt sich in ein Spiel zweckloser Narrheit

und Fröhlichkeit, durch das er uns nicht das spitze Lächeln des Spotts, sondern das helle, offene Lachen des befreiten Gemüths und der befreiten Sinnlichkeit abgewinnt. Dahin gehört z. B. das Examen im malade imaginaire mit dem Klystierspritzenballet. Den Examinatoren und dem Candidaten ist es in ihrem Unsinn, ihrer Ignoranz viel zu wohl, als daß es uns nicht mit ihnen rein wohl werden müßte, und unsere entfesselten Nerven tanzen lustig mit; Alles sprudelt von komischem opus supererogativum.

Ich will nun noch einen Beleg hersetzen über das Verhalten der Leute unserer Zeit zu solcher Mischung des hellen, naturfrohen Spasses mit der Satyre, wie auch ich sie, natürlich noch ungebundener, da ich keine realistische Komödie schreiben wollte, gebraut habe. Die Anzeige in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" beklagt zuerst, wie die frühere „romantische Lust an allerlei polemischem Spektakel und „„ungeheurer Heiterkeit"" durch das majestätische Allongeperrückenschütteln und summarische realistische Abmucken in unsern „„Literaturgeschichten bis auf die neueste Zeit"" gründlich zum Schweigen gebracht sei," findet dann einige Parthien in meinem Schwanke nicht übel und schließt: „an den meisten übrigen Stellen tritt zu oft die nur grunzende und johlende Lustigkeit an die Stelle des wirklichen Witzes." So ist es; Jahr aus Jahr ein seufzt und schreit ihr nach Natur, klagt über die Reflektirtheit, Unerquicklichkeit, zersetzende Säure, stachliche Spitzheit der Geister, die Phantasielosigkeit in der Dichtung, die aus der trockenen Erdkruste der Naturwahrheit und der verständigen Beziehungen nicht heraus kann; kommt sie aber einmal, die Natur in ihrer Saftigkeit, freien Sinnlichkeit, kommt der

Humor, dem es wohl ist auch ohne Beziehungen, und ruft euch zu: thut mit, lacht einmal laut, hellauf, froh, unklug, vergeßt eure Weisheit, Wisserei und pfiffige Witzlerei, dann rümpft ihr die Nasen!

Ach was! geht mir weg! Wenn die Dummheit eine zweite Auflage erlebt, soll euch mein Valentin zurufen:

Wir boten euch sausenden, spritzenden jungen Wein,
Daran zu trinken einen fröhlichen Daps;
Euch aber dünkt der frische Trunk nicht fein,
Denn eurer Zunge Lederhaut will Schnaps!

Gönner, dem es wohl ist auch ohne Bemerkungen, und ruft euch zu: thut mit, laßt einmal Logik beiseit, seid, trinkt, vergeßt eure Weisheit, Seufzer und pfiffige Begriffe, dann rümpft ihr die Nasen!

Nun wohl, geht mit uns! Wenn die Sammlung eine zweite Auflage erlebt, soll euch mein Vorwort gewidmet.

> Wir boten euch schäumenden perlenden feurigen Wein,
> Darum zu rühmen einen fröhlichen Tag;
> Euch aber dünkt der frische Trunk nicht fein
> Denn eurer zarten Leckermaul will Champagner!

Ludwig Uhland.

Schon oft hat man die Züge von Uhlands Muse mit dem Charakter der schwäbischen Landschaft verglichen; auch ich, wenn ich mein Vaterland besuchte, wenn der Dampfwagen von der Albhöhe zu Thale gerollt war, wenn die Berge, Burgen, Wälder und Auen nun vor den Augen sich aufthaten, habe mir mehr als einmal gesagt: dieß ist nun doch recht natürlich die Heimath Uhlands. Es will mir nur scheinen, als liebe man die Beiden zu sehr nur obenhin zu vergleichen. Der Grundstock Schwabens, die Alb, zeigt im Großen herbe, eckige, ja trockene Umrisse. Auf wenige Theile paßt Hölderlin's schönes Wort: „das wogende Gebirge“; schwungvoller Linienzug ist nicht häufig, am meisten heben sich durch reine, fließende Formen, selbst südlicher Zeichnung vergleichbar, einzelne Vorberge, wie Achalm und Hohenstaufen. Aehnliches gilt von den Höhen des württembergischen Schwarzwaldes; sie bauen sich nicht in so schönen Verhältnissen, wie man sie im Badischen findet, wenn man etwa oberhalb Freiburg den Belchen und seine Umgebung überschaut. Durch die Ebenen des Unterlandes zieht sich manche größere und kleinere Höhenkette, häufig mit anmuthigen, weichen, sanften, selten mit stolzen, vielfach mit eintönigen, schleichenden, klumpigen Formen; rasche, entschlossene, freie und leichte Steigung der Linie wird

man nur sehr ausnahmsweise finden. Tritt man aber jenem unserem Mittelgebirge, der Alb, näher, modellirt die Sonne scharf ihre Abhänge, ihre Thäler, ihre Felsen, so wird man die Befriedigung fühlen, die der Eindruck des tüchtig Eigenthümlichen gibt; man wird sich sagen: dieß Alles ist etwas eigensinnig, aber durchaus individuell, es hat Physiognomie, es hat Charakter. Es gibt Tage, Stunden, wo der ganze Gebirgszug sich in ein tiefes Graublau kleidet; da hat man so recht die Empfindung des kraftvoll Spröden, des Stählernen, und wenn die Abendsonne ihr Gold, ihren Purpur in diese tiefen Farbentöne wirft, so fühlt sich die Phantasie wie in ein Reich dunkelglühender Kraft getragen. Lockt uns aber der gewundene Thaleinschnitt, der murmelnde Bach, der Waldschatten, da hineinzuwandern, suchen wir das gemüthlich Heimliche, das vertraulich Enge und Geschlossene, so wird die Erwartung nicht täuschen. Durch Wiesengrün am krystallenen Bergwasser, durch Obstbäume, deren Aeste sich unter dem Segen des Jahres biegen, schlendern wir nach dem Dunkel des prachtvoll üppigen Waldes, lassen uns im Moose nieder und träumen unter Vogelgesang von vergangenen Zeiten, von Jugend, von Liebe, von Freundschaft, von Freuden, Leiden und Thaten des Lebens. Doch wir sehnen uns auch wieder nach dem Weiten und Offenen, Berg und Fels beginnt uns zu drücken, zu beängstigen, also hinaus in's freie, ebene Land! Bleibt dem Gebirg als einem Ganzen der Stempel des Herben und Harten, obwohl immer Großen und Mächtigen, so lautet hier Alles einladend, freundlich, heiter und fruchtbar. Die gute Ehe des Strengen und Zarten, des Starken und Milden, sie ist kaum irgendwo reiner vollzogen, als im

guten Schwabenländchen. Wein, Obst, Korn, sammtener Rasen, weicher Baumschlag legt sich wie linder Mantel um Gelände des Hügels, über sanfte Ebenen, die zwischen Weiden und Pappeln der mäßige Fluß durchrauscht; wohl auch eine gewisse Melancholie zieht sich durch diese segensreiche Reizwelt hin: sie mag mit der genannten Erdbildung im Zusammenhang stehen, die bei so viel schönem Wechsel so wenig freie Großartigkeit der Formen zeigt, eine Wehmuth, ich weiß nicht welche unbefriedigte Sehnsucht schleicht sich, mit Lust und Freude seltsam gemischt, in das ahnungsvoll ergriffene Gemüth und heftet sich verstärkt an die häufigen Burgtrümmer, welche wie ein verzitternder Klang die Sage umschwebt.

Als die Kunde von Uhlands Tod zu mir gelangte, trat seine Erscheinung lebendiger als je vor mein Gedächtniß. Mir war, als sähe ich ihn eben über die Neckarbrücke gehen mit seinen langen Schritten, den Kopf steil, etwas zurückgeworfen oder eigentlich im Auftreten bei jedem Schritt etwas zurück und seitwärts bewegend; „was ich nicht will, will ich nicht, und was ich nicht will, thue ich eben nicht, da bringt mich keine Gewalt der Erde dazu,“ so schien jeder Zug dieser Gangart und Haltung zu sagen. Uhlands Kopf war auf den ersten Anblick nichts weniger, als schön; kleines, zurückgeschobenes Kinn gehört bekanntlich zu den auffallenden Mißbildungen des menschlichen Profils; über dieser unzulänglichen Basis trat scharf und herbgeschlossen, mit etwas abwärts gezogenen Winkeln der Mund hervor; die Nase war kräftig gebildet, hier lag nichts Kleinliches, Energie sprach aus ihrer mäßig gebogenen Mitte, Scharfsinn aus ihrer länglich gezogenen Spitze. Was nun aber jedem prüfenden Auge den ungewöhnlichen

Menschen verkündigte, das war die hohe, breite, ausgezeichnet individuelle Stirn; eine mäßige Einziehung über dem markirten Vorsprung der Augenknochen, dann eine rückwärts geneigte mächtige Auswölbung, die obere, früh kahl gewordene Fläche groß, nach leichter Einsenkung in kräftigen Hügeln nach hinten abfallend — hier sprach Alles: dieß ist ein Charakter und ein Geist, tiefe Denkkraft, Forschergabe vereinigen sich da mit unbeugsamem Willen, auf den ein sicherer Verlaß ist, unbedingter Realität, Echtheit, Mannhaftigkeit, Standhaftigkeit, die allerdings wohl auch in spröden Eigensinn ausläuft, Größe und vorwärtsdringende Kraft mit unberechenbarem Beharren bei Einzelnem, vielleicht mit wunderlicher Schwerfälligkeit und Umständlichkeit. Das ist gewiß, einen festen, tiefen, gründlichen, deutschen Mann mochte man leicht in dieser höchst eigenartigen, knorrigen, eckigen, kantigen Bildung erkennen, einen Dichter nicht. Nun aber legte und goß sich noch etwas ganz Anderes über diese harten, markigen und doch theilweise wieder kleinlichen Formen. Vor Allem muß ich die Schläfen nennen; eine nicht zu beschreibende, rührende Zartheit lag über dieser Bildung, erhöht von dem Spiele der etwas gerollten, früher blonden, ergrauten Locken. Das blaue Auge war klein und schien dem oberflächlichen Beobachter unbedeutend, natürliche Empfindlichkeit des Organs und Gewohnheit des Studirens hatte die Lider etwas zusammengezogen, geröthet und ein Netz von Fältchen um die äußern Winkel gebildet; wer aber genauer zusah, wer in vertrauter Nähe in dieß Auge blickte, dem sprach es von unergründeten Tiefen der Empfindung und Ahnung, von geheimen Wundern der Seele, von Milde und Güte. Ich kenne nur Ein gutes

Bild von Uhland, ein Oelgemälde, ich meine von Morf in Stuttgart, Brustbild, das Gesicht von vorn, jugendlich, die Haare noch voll und blond; ganz unglücklich ist das Profilbild in den Ausgaben der Gedichte. Für den Bildhauer wäre trotzdem, daß nur die Farbe jenen unbeschreiblichen Schimmer des Auges wiedergeben kann, der Uhlandische Kopf keine ungünstige Aufgabe; solche harte nordische Formen lassen sich, wenn sie charaktervoll sind, durch eine mit dem Gesetz der Treue richtig abgewogene Stylisirung recht wohl in das Monumentale rücken, und was das Auge betrifft, so hat ja die plastische Kunst ihre Mittel, durch ausdrucksvolle Behandlung der Höhle, der ganzen Umgebung, der Lider eine dem Colorit sich annähernde Wirkung hervorzubringen. Wer nun diese Schläfe, Locken, zarte Einziehung und Blick des Auges recht anschaute, dem war, als hätte die herben Grundlagen der Kopfbildung ein Anhauch von oben berührt, mit lindem Wehen übergossen, mit zarter Hand darüber gleitend besänftigt und geweihet — ja wahrlich, der erkannte den „numine afflatum.“ Erst gestern sagte ein Knabe zu mir, der in den Kinderjahren Uhland nur auf der Straße öfters sah, er habe namentlich seine zarten Locken immer mit einer Rührung und Ehrfurcht betrachten müssen, für die er keine Worte habe. Ja auch eine besondere Weichheit lag in dieser poetischen Anwehung der harten Züge, diesem Anflug, der den Erwählten der Muse kund gab, diesem Stempel der innern Jugend, der auch dem Greise blieb. Man mochte daraus auf einen Klang, eine Stimmung schließen, welche uns in seiner Poesie begegnen wird und welche den schwäbischen Dichtern merkwürdig gemein ist.

Uhlands Benehmen ermangelte sehr fühlbar der Leichtigkeit. Er gehörte bekanntlich zu den „hartnäckigen Schweigern.“ Zwar was Varnhagen's bekannte Aeußerung* betrifft, so hörte ich ihn, kurz nachdem sie gedruckt erschienen, sagen: neben Varnhagen habe man freilich schweigsam erscheinen müssen, weil er so viel gesprochen habe, daß Andern blutwenig übrig geblieben sey; indeß es ist wahr, Uhland zählte zu einem Geschlechte von Menschen, das wohl in keinem Volke so häufig vorkommt, wie im deutschen, und, wenn ich recht beobachtet habe, in keinem Stamme, wie im schwäbischen: tiefe, gehaltvolle, reichgebildete Naturen, denen ein Dämon, ein Tick die Lippen schließt; so eben will der Gedanke heraus, aber die Schleuße ist zu, er kann nicht; sie sitzen in Gesellschaft, man wartet und wartet, daß sie ihr Scherflein zur Unterhaltung beitragen, sie möchten es auch, sie denken an tausend und tausend Dinge, von denen sie nun ganz füglich beginnen könnten, aber unter den tausenden welches wählen? Verzweifelt! Es ließe sich ja von jedem gleich füglich beginnen! Oder sie haben endlich gewählt; aber wie anfangen? Man könnte so anfangen, oder auch anders und wiederum anders — was thun? wie dieß furchtbare Gebirge der gethürmten Möglichkeiten übersteigen? Endlich Muth gefaßt! — die Lippen öffnen, bewegen sich, ein Laut —, aber das Pulver brennt auf der Pfanne ab, der Schuß geht nicht los. Gewiß jedoch, wir würden Uhland sehr Unrecht thun, wenn wir in diesem Knoten, diesem Zaudern der Natur, diesem wunderlichen Nichtkönnen den einzigen Grund seiner Schweigsamkeit suchen

* Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Band 3. S. 96.

würden; nein, viel häufiger, als er nicht konnte, wollte er nicht. Da war es Extrem des Widerwillens gegen Geschwätz. Uhland wollte nicht reden, wo er nichts Wesentliches zu sagen hatte, er war ein Todfeind leerer Worte. Jenen, die eine Viertelstunde lang sprechen und am Ende derselben nichts gesagt haben, steht kein Recht zu, über ihn zu lachen. Uhland führte keine geläufige, abgegriffene Sprachmünze in der Tasche; er prägte sein Silber, sein Gold — ohne Kupferzusatz — erst im Augenblicke des Gebrauchs, und das kostete Arbeit. Er stotterte, wenn er anfing, längere Zeit, man sah, daß er nach Worten suchte, weil ihm die verbrauchten Formeln nicht genügten, aber wenn er erst warm war, floß es beredt von seinen Lippen. Das geschah natürlich am meisten, wenn man ihn auf seine Lieblingskapitel brachte; wer etwa vom Volkslied, von der Heldensage einläßlich sprach, der war sicher, den wortkargen Mann aufthauen zu sehen; doch nicht, als wäre er ein Reiter von Steckenpferden gewesen: ihn interessirte jedes Allgemeine, und er wäre kein Dichter, ja kein wahrer Mensch gewesen, wenn er nicht auch das Einzelne, Kleine, Enge an das Allgemeine geknüpft hätte; er war nicht auf das „Bedeutsame" versessen, Keiner von Jenen, die da meinen, ein Gespräch müsse eine greifbare Summe von Belehrung abwerfen, er hatte den vollen Humor der Zufälligkeit, mit dem die Schwabennatur glücklicher Weise fast allgemein gesegnet ist; aber er trat eben nicht in's Gespräch, ehe seine Natur und der Gesprächsinhalt einander positiv angenommen hatten, und dazu den Uebergang zu finden, mochte er sich nicht mit vorläufigen Lückenbüßern von Redensarten behelfen. Allerdings erzeugte er auch seine Gedanken nicht leicht, wenn

nicht der Genius der erregteren Stimmung über ihn kam; am schwersten, wenn Zuhörer und vollends festlich versammelte auf sein Wort spannten und warteten. Gewiß freuten ihn die Ovationen der Liebe und Verehrung, die ihm auf Reisen oft gebracht wurden, aber gewiß stürzten sie ihn auch in peinliche Verlegenheit, und wenn ich mich in ihn versetze, wie Hunderte ungeduldiger Bewunderer eine Stegreifrede von ihm erwarten, so bricht mir in der bloßen Vorstellung ein kalter Schweiß für ihn aus. Zum Repräsentiren war er ein für allemal nicht gemacht. Politische Reden hielt er nicht anders, als wohl vorbereitet; doch in der kurzen Kammerdebatte improvisirte er, wenn er warm war, leicht und schlagend. Sein Vortrag war nicht schön, gestoßen, etwas bellend, die Endsylben verschluckt. Auch Schiller war ja ein sehr übler Declamator; Naturen, bei denen der Drang von innen Alles ist, Menschen, die sich substantiell ganz in die Sache legen, vermögen es selten, im Vortrage zugleich künstlerisch über dem Vortrage zu stehen und ihn danach zu moduliren. Ganz schweigend zog er sich in sich zurück, wo Naseweisheit, Zudringlichkeit sich lästig machte. Besuchte ihn eine Figur vom Schlage der neugierigen Literaten, denen schon der Bleistift in der Brieftasche juckt und zuckt zu einem Artikel in dem und dem Blatt, um mit dem interessanten Dichterbesuch sich selbst ein interessantes Relief zu geben: o, was machte der Mann für einen prächtigen, unbarmherzig stummen Holzbirnenkopf an die Kerle hin! Eitelkeit, Affectation, Geniesucht war ihm in den Tod zuwider; er war einfach vom innersten Grund seines Wesens auf die Oberfläche heraus, ein deutscher Mann im guten, alten Sinne des Worts.

Der Portraiteur, Photograph, der nach seinem Bildniß jagte, fuhr mit den seltensten Ausnahmen auch übel ab; ich ließ mich in Frankfurt einmal von einem solchen beschwätzen, ihm zuzureden, daß er ihm sitze, und fiel glänzend durch, was mir auch ganz recht geschah. Wie steht der Mann da neben dem windigen Literatengeschlechte, das jetzt mehr und mehr in's Kraut schießt, den Zapplern nach unverdientem Ruhm, den Clique- und Claquemachern, den Lobrecensionenbestellern, den Anzettlern kleinlicher Schwätzereien, Zänkereien und Stänkereien, die da Händel und Skandal suchen, um nur genannt zu werden, den Affen, die sich bald im Mutterleib schon für ein Titelkupfer werden photographiren lassen!

Wo der Fall ausnehmend gemessene gesellige Formen erheischte, war Uhland etwas ceremoniös; das geschah Vornehmen gegenüber vor Allem aus Stolz; er wollte der Form alle Ehre geben, um sich im Inhalt desto mehr Freimuth vorzubehalten. Im Jahr 1840 mußte ich im Salon von Goethe's Schwiegertochter zu Wien von einem sehr gebildeten jungen Mann etwas höchst Wunderbares vernehmen. Uhland war kurz zuvor dort gewesen. Der junge Mann gehörte dem Kreise geistig strebender Kräfte an, die unter dem noch ungebrochnen Drucke der Herrschaft Metternichs die Keime der freieren Zukunft pflegten. Der nahm mich bei Seite und vertraute mir an: „wir haben entdeckt, daß Uhland — servil ist.“ Uhland servil! Seine Erzählung erklärte mir das Räthsel: die frischen jungen Leute hatten ihn auf eine Spazierfahrt genommen und wohl nicht verstanden, die richtigen Tasten zu greifen; sie fanden ihn sehr steif und wortkarg. Dagegen wollten sie vernommen haben, daß er bei Erzherzog Karl,

der ihn zur Tafel geladen, die Complimente nicht gespart habe. Steif wird er wohl auch hier gewesen sein, aber natürlich mit mehr Aufwand formeller Höflichkeit, deren Zoll er nicht schuldig bleiben wollte, obwohl er gewiß zugleich bestrebt war, dem Helden zu zeigen, daß er ihn von Herzen ehrte. Die junge Gesellschaft aber meinte nun, in ihrem Kreis habe ihm die Furcht den Mund geschlossen, im fürstlichen die Unterthänigkeit geöffnet.

Etwas Umständliches lag übrigens in der Familie. Einen Onkel, der es bis zum komischen Uebermaß trieb, nannte man in Stuttgart den „Manierle." Der Vater machte den Eindruck des wackern, gewissenhaften, gesunden Philisters, von ihm hatte Uhland den strengen Ordnungssinn, der alle Gerechtigkeit erfüllt; von der Mutter, wie sie mir in Erinnerung ist, sinnig, gesprächig, munter mit Geist, wird des Talents ein Theil ererbt sein: ganz wie bei Goethe:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zu fabuliren."

Uhland muß musterhaft erzogen worden sein, nur eine durchaus treffliche Zucht, noch zuvorkommend der eignen Charakterarbeit, die freilich das Beste hinzubringen muß, vermag keusches, reines Maßhalten dem Menschen so zur andern Natur zu machen, daß er einen geweihten Kreis um seine Person zieht, der Jeden in achtungsvollen Schranken hält, der auch der Freundschaft, der Vertraulichkeit, dem Scherze heilig bleibt. Ja, das war ein Mann, dem Keiner

die Ehrfurcht versagen konnte, selbst den wirklichen Inhalt seiner Verdienste noch ungerechnet; man fühlte ihm die innere Reinhaltung an, man ahnte, noch ehe man es wußte, daß man hier einem Leben gegenüberstehe, das unbefleckt war wie ein reines Tuch. Und das so ohne Zwang, so schlicht, so natürlich! Und der strenge Mann war so heiter, lachte und scherzte so gern!

Nicht leicht habe ich ihn heiterer gesehen, als auf einer Spazierfahrt im Oktober 1837. Arnold Ruge war auf seiner Werbereise für die Halle'schen Jahrbücher in Tübingen eingetroffen. Das Schwert war noch nicht gekommen, zu scheiden, die Jung-Hegel'sche Schule hatte ihr Programm nicht fertig und ihr kecker Sprecher begrüßte sich daher noch im besten Frieden mit den Dichtern, die der romantischen Schule das gesundere Element zugeführt hatten, doch aber von dem späteren Manifeste der Jahrbücher gegen die Romantik mitgetroffen wurden. So führten wir denn, Uhland und ich, den Gast zu Gustav Schwab, der damals in dem einige Stunden von Tübingen entfernten Dorfe Gomaringen Pfarrer war. Es war ein milder Spätherbsttag, wir fuhren im offenen Wagen. Auf ganz ebenem Wege wurden wir plötzlich umgeworfen, weil irgend ein haltender Nagel sich ausgespielt hatte. Ich kam mitten im Wege einfach auf die Füße zu stehen, Uhland und Ruge wurden herausgeschleudert, den Kopf voran in einen Graben voll halbgefrornen Schlamms gespickt, dann fiel der Wagen auf sie und drückte sie gründlich in den zähen Stoff. Als ich mit dem Postillon denselben aufgerichtet hatte, blieben Beide, wie dieß nach solchen Ueberraschungen der Mensch zu halten pflegt, noch einige Sekunden stille liegen.

Auf meine spätere Frage, warum er denn noch liegen geblieben sei, nachdem er doch frei war, erwiederte mir Ruge; „ich dachte eben: was kommt wohl noch Alles nach?“ Als sie sich erhoben, fanden sie sich reichlich mit Koth überzogen und Uhland trug von dem Akte der Einspickung ein regelrechtes Rundkäppchen derselben Materie auf dem Kopf. Wir traten nun vorerst in ein Wirthshaus am Anfange des Dorfes, um einen Reinigungsproceß vorzunehmen; allein das irdische Element war zu tief eingedrungen, die Läuterung konnte nicht zum Ziele gelangen. Der Wirth sprach den beiden Colorirten zu, sie sollten nur immerhin auch so in das Pfarrhaus gehen, und tröstete: „es ischt jo net, als ob's Bosheit wär.“ Mit Lachen trat man ein, mit Lachen wurde man empfangen; der komische Zwischenfall brachte sogleich eine muntere Stimmung in die Gesellschaft. Die Tochter sang Uhlandische Lieder, Schwab las aus Mörike's Gedichten vor, die Ruge noch nicht kannte, zwischen Scherz und Ernst floß das belebte Gespräch bis in die späten Abendstunden. Als die Rede auf echte und gesunde Poesie im Gegensatz gegen eitle und blasirte kam,* sprang Uhland, dießmal der Gesprächigste und Munterste von allen, öfters vom Stuhl auf und sprach mit erhobener Stimme und erregter Aktion seine Ueberzeugungen aus, wobei sich denn die großen Dreckfiguren, die seinen Rock wie eine Landkarte in Meer und Continent theilten, gar bunt und grell hervorstellten. Er selbst war nicht der Letzte, der über diese

* Eine Stelle in Ruge's Buch: „Aus früherer Zeit“ Bd. 2, S. 111 könnte so verstanden werden, als hätte ich mich mit ihm hinter Uhlands Rücken über dessen Ansicht von Heine lustig gemacht. Dieser Punkt wird sich durch den Schluß der gegenwärtigen Charakteristik von selbst erledigen.

malerischen Effekte lachte. Später sagte er mir, er habe eigentlich den ganzen Nachmittag und Abend beide Stiefel voll eiskalten Wassers gehabt, ein Uebel, bei dem gewiß Wenige so gut gelaunt geblieben wären und das nur für eine Gesundheit, wie die seinige war, ohne schlimme Folgen ablaufen konnte; die physische Tüchtigkeit und Ausdauer gehörte eben auch so recht zum gesunden Ganzen dieses Lebens.

Es müßte auch ein Wunder sein, wenn einem Uhland jene geistige Flüssigkeit gefehlt hätte, die wir Humor nennen, wenn die reinliche Wohlordnung seines Innern, die sich in der stets pünktlich aufgeräumten Studirstube spiegelte, den ausgelassenen Geist Laune nicht zugelassen hätte aus Angst, es lasse sich nicht wieder aufstellen, was er durcheinander geworfen. Uhland lief in der guten Stunde gerne durch die verschiedensten Tonarten des Komischen mit; er liebte einen tüchtigen drolligen Spaß im Volksgeschmack, er konnte scharf und schneidig im Witze sein, er fürchtete nicht, das Würdige gehe in Trümmer, wenn wohlwollende Ironie seine schwachen Seiten, seine Conflikte mit Zufall und Welt ertappte und belachte. Die alten Zechbrüder im „Schatten" zu Stuttgart wußten davon zu erzählen, wie er sprudelte, wenn es galt, desipere in loco, aber auch in seinen späten Tagen plauderte er gern gemüthlich und lachte herzlich bei einem Glase Wein. Das freilich kann ich nicht aus Erfahrung beurtheilen, wie weit er dem kühnsten Humor Spielraum gestattete, ich meine, jenem Humor, der dem Mephistopheles bei dem Herrn der Welten selbst den Eintritt öffnet. Aus inneren Gründen glaube ich doch, daß er hier eine strenge Grenze zog, und dieß führt uns zu einem wichtigen Punkte, der besprochen sein muß,

ehe von andern wesentlichen Seiten des Charakters, Geistes und dann der Poesie des Mannes die Rede sein kann.

Uhlands ernste, gerade, einfache Natur war durchaus für das Gediegene, Ungebrochene, von Zweifel, Dialektik, Verneinung nicht Durchsäuerte, nicht Gespaltene und Zerrissene. Dieß war der innere Zug, der ihn zu den altdeutschen Studien führte und sein Leben lang daran festhielt. Die derbgesunde, männlich naive, ehrenhafte Welt unserer Altvordern, diese Welt aus Einem, obwohl spröden Guß, die Gestalten aus Granit, obwohl grob gehauen, das war sein Element. Sein eigenes Leben floß rein dahin ohne wilde Leidenschaften, die das Innere zerklüften, es in Irrwege reißen, aus denen man ohne Schuld nicht herauskommt, die den Geist zu düstern Fragen über Gott und Vorsehung aufrütteln; es war in ihm nicht die elektrisch gespannte Luft, aus welcher wie jähe Blitze verwegne Gedanken schießen. Philosophie, obwohl er sie achtete, war ihm persönlich nicht Bedürfniß. Wir werden das aus guten Gründen dem Dichter auch nicht wünschen; es kann aber sehr wohl einen Dichtergeist geben, der, ohne sich ausdrücklich und zusammenhängend mit Philosophie zu beschäftigen, doch von dem Sauerteig des Zweifels, mit welchem alle Philosophie beginnt, eine starke Dosis in sich trägt. Dieses Ferment wird eine Gährung zur Folge haben, in welcher die einfache Glaubenswelt der Religion zusammenbricht. Findet der Geist keine Mittel, in irgendwelcher Form sich die „verlorne Kirche" neu zu erbauen, so wird die Poesie der Zerrissenheit und des Weltschmerzes entstehen, die wir begreifen, die wir zu würdigen wissen, wenn sie genial ist, die aber immer Merkmal eines kranken Geistes

oder zugleich einer kranken Zeit ist. Allein in den Tiefen eines Dichtergenius müssen sich Mittel finden, eine durch Zweifel gebrochene Glaubenswelt geistiger wieder aufzurichten, auch ohne den förmlichen Uebertritt in das Gebiet der Philosophie. Er mag einen Theil ihrer Ergebnisse, einzelne fruchtbare Sätze in sich aufnehmen und verarbeiten, auch ohne ihr in die streng fachmäßigen Untersuchungen zu folgen; ein Gemischtes aus Denken, ethischer Spannkraft, Ahnung, Phantasie, Betrachtung des Gesetzmäßigen in Natur, Kunst und Geschichte reicht auch hin, um die erschütterte Idee einer Weltordnung neu, geläutert, in freierer Form und mit ihr Harmonie und Versöhnung im Gemüthe wiederherzustellen. So rettet sich Goethe aus Zwiespalt, Zweifel, Lebensüberdruß, Verzweiflung, indem er sich die inhaltreichsten Sätze aus Spinoza aneignet, sein Inneres durch Sammlung, Selbstbeherrschung und Resignation ordnet, den bauenden, gesetzmäßig bildenden, ausgleichenden und heilenden Kräften der Natur mit liebevollem Forscherauge nachgeht, an der idealen Kunstform des Alterthums sein Schauen, Denken, Fühlen reinigt, er rettet sich und seiner Poesie den Himmel des Unendlichen, der sich über Alles wölbt und in dessen mildem, von oben wehendem Hauch jedes Blatt am Baume seiner vollendeten Dichtungen zittert. Uhlands Geist aber hat, wie mir scheint, zwar natürlich die Krisis jugendlicher Schwermuth, wie sie über jedes tiefere Gemüth, gewiß über jedes Dichtergemüth kommt, aber nie eine Periode durchlebt, wo er an den obersten Haltpunkten des Glaubens irre wurde. Seine Natur war hierin positiv, — gewiß nicht positiv im engen, stumpfen Sinne des rechtgläubigen Buchstabendienstes, aber positiv in dem Sinne, daß

sie Anwandlungen des unbedingten Zweifels kaum kannte oder rasch ausstieß.

Nennen wir einen dialektischen, anzweifelnden, kritischen, unruhigen Trieb im Geiste, nichts schlechthin Festes anzuerkennen und stehen zu lassen, außer nach voraussetzungsloser Prüfung, nennen wir diesen Reiz beweglicher Naturen, der darum noch kein Dämon der Hölle ist, der sich schließlich recht wohl mit dem Engel der heiligen Wahrheit friedlich vergleichen kann, nennen wir dieses prickelnde, sollicitirende, aggressive, bohrende, dem modernen Menschen vorzüglich eigene Etwas Negation: so kann man sagen, es sei in Uhland keine oder wenig oder zu wenig Negation gewesen. Sein Geist hatte etwas Ungeschütteltes, Ungelockertes, wie eine kernige Nuß, die sich nicht von ihrer Schale trennen lassen will. Nehme man das Wort Teufelei nicht im fürchterlichen Ernste, so mag erlaubt sein, zu sagen: die Teufelei der Negation hätte, vorausgesetzt, daß sie nur ein Moment, ein überwundenes Ingrediens gewesen wäre, dem Mann und seiner Poesie mehr Leichtigkeit, schwebenden Charakter, Beweglichkeit, Vieltönigkeit, Vielfachheit der Beziehungen zum Leben verliehen. Man soll die Grundsäulen des sittlichen Lebens einfach stehen lassen! dieß Gebot war mit Uhlands ganzem Denken und Sein verwachsen; man soll das ewig Ehrwürdige bejahen schlechthin, ohne zu zweifeln! das war seine Grundstimmung. Mögen wir nun hier mit Nachdruck anderen, aufgeregteren, verwickelteren, vom Geiste der Kritik durchsalzneren und darum noch lange nicht unpoetischen, noch unsittlichen Formen des Geistes ihr Recht vorbehalten, mögen wir sagen: dort liegt doch eine gewisse Enge, eine gewisse

Weltlosigkeit: bange darf uns doch nie werden, daß unser Uhland in stumpfe Beschränktheit, Illiberalität, Verfolgungssucht verfalle. Davor bewahrt ihn selbst ohne Vorsatz und Mühe sein natürlicher Humor, in welchem zwar nicht das volle Bewußtsein, aber doch die Ahnung liegt, daß es eine Freiheit des Geistes geben muß, welcher keine Autorität heilig ist und welche doch jede wahre Autorität aus Zweifel und Lachen wieder herstellt; davor bewahrt ihn sein Schönheitssinn, der wüsten Haß nicht einläßt, davor sein Maß, davor seine hohe Gerechtigkeit, die auch dem Fremdartigen, Unwillkommenen die Befugniß der Existenz nicht bestreitet. Allein dieß ist noch nicht Alles; wir sind hier an einer Stelle angelangt, wo es Zeit ist, das Ganze dieser Persönlichkeit in einem Satze zusammenzufassen, der uns weiterhin dienlich sein wird, nach manchen Seiten unser Urtheil in's rechte Blei zu bringen.

Wo in Uhlands Wesen eine Lücke ist auf einer bestimmten Seite, da sehen wir immer von anderer Seite eine gesunde Kraft ergänzend, entschädigend eintreten. Dieß gibt dem geistigen Bilde des Mannes die ihm eigene Rundheit und Ganzheit.

Der Ausdruck: verneinende Kraft, Negation ist, so hoffe ich, nicht meinen Vorbeugungen zum Trotze mißverstanden worden; bedürfte er noch einer schützenden Erklärung, so ergibt sie sich von selbst, wenn wir nun den Mann auf das Gebiet begleiten, wo er sein Lebenlang mit einer Kraft und Schärfe der Verneinung gewirkt hat, von welcher Niemand zweifeln wird, daß sie auf der tiefsten und innigsten Bejahung ruhte, mit einer Schneide und Stetigkeit der Leidenschaft

— jener Leidenschaft, „ohne die nichts Großes geschieht," — mit einem Unmuthe, der aus der Begeisterung, mit einem Mannes-Zorn und Haß, der aus Vernunft und Liebe zum Rechte floß. Hat Uhland auf dem rein geistigen Gebiete nicht so scharf geschieden, zwischen frei und unfrei, obwohl ein Feind hierarchischer Bevormundung, zwischen klar und unklar als Freund der edeln Einfalt nicht so streng abgerechnet, als wir im Namen des modernen Geistes wünschen mögen, so schied und rechnete er um so schärfer und strenger im *politischen* Gebiet und hier haben wir sogleich eine gesunde Kraft, die ergänzend und entschädigend in eine Lücke tritt.

Es könnte sich fragen, was voranzustellen sei, seine Begeisterung und sein Wirken für nationale Einheit oder für verfassungsmäßige Freiheit und Menschenrecht, also, da es sich bei dem zweiten dieser Ziele um alte Kämpfe im einzelnen Staate handelt, das Allgemeine oder das Oertliche. In der That war Uhland eines der leuchtendsten Musterbilder des reinen Gleichgewichts der Liebe zum engern und zum weitern Vaterlande, des Sinns für das Besondere, den Theil, und für das Ganze, er war durch und durch Schwabe und durch und durch Deutscher. Der Zeit nach ging zunächst das Nationale voran; es ist kein Zweifel, daß das Leiden der Nation unter der Fremdherrschaft und die That ihrer Befreiung die politischen Kräfte in seinem Geist entzündet hat. Er gehörte mit seinem ganzen Gemüthsleben der Generation der Befreiungskriege an, der Frühlingswind jener Tage, das Rauschen und Klingen vom Rheine her: „der Herr verläßt die Seinen nicht, er macht so Heil'ges nicht zum Spott, Victoria! mit uns ist Gott!" dieser Odem weh't aus seinem Wesen,

seinen Liedern. Allein die Enttäuschungen nach dem blutig erkauften Siege werfen alsbald den Blick auf das Innere, den einzelnen Staat, auf die Frage der Freiheit, der Verfassung:

> Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
> Doch innen hat sich nichts gehellt
> Und Freie seid ihr nicht geworden,
> Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

Dem bestimmten, positiven Zwecke, der Feststellung des Rechts im heimathlichen Lande wendet denn Uhland sein Interesse, die Anstrengung seiner besten Mannesjahre zu; die Verfassungskämpfe des einzelnen Landes führten zwar von allen Punkten hinüber zur größeren Aufgabe; unter dem Druck der Bundesbeschlüsse erkannte man klar genug, daß das Ziel dieses Ringens der Aufbau einer deutschen Gesammtverfassung sein müße; einen entscheidenden Schwung nahm diese Einsicht seit dem Jahr 1830, Paul Pfizers „Briefwechsel zweier Deutschen" war der erste volle Ausdruck dieser Wendung zu der größeren, nationalen Frage; dennoch stand sie den Volksvertretern des einzelnen Staats nothwendig in zweiter Linie und erst das Jahr 1848 bringt den Ruf der Nation, für ihr Gesammtziel zu wirken. So ist denn Uhland vor Allem württembergischer Verfassungskämpfer; auf diesem bestimmten Boden dient er treu und aufrecht seiner Fahne; er opfert ihr, viermal in das Haus der Abgeordneten berufen, von 1819 bis 1838 das beste Theil der besten Kräfte seiner Mannesjahre im lauten Kampfe, wie im stillen Fleiß umständlicher, oft peinlicher Arbeit als Mitglied der Commissionen, erhebt seine energische Stimme für Denkfreiheit, für öffentliches, mündliches Recht,

für Trennung der Justiz von der Verwaltung, selbstständige Gemeinde-Verfassung, für jedes vernünftige Recht, um das wir so lange gerungen, bekämpft in den besondern Verhältnissen des Landes den Unfug des Schreibereiwesens, steht in der vordersten Reihe gegen jede Anmaßung der Regierung, tritt 1821 zum Schutze des mit schreiendem Unrecht verfolgten List auf, der Landtag 1833, der sogenannte vergebliche, wird aufgelöst infolge Uhlands entschlossener Adresse zum Schutze von Paul Pfizers Antrag gegen die Bundesbeschlüsse; er opfert der ernsten Pflicht ein kostbares Gut, das akademische Lehramt, den geliebten Wirkungskreis, um den er sich lange bemüht hatte, er opfert ihn, da ihm die Regierung bei seiner zweiten Wahl im Jahr 1833 den Urlaub zum Eintritt in die Kammer verweigert. Goethe hat diesen Schritt getadelt: „Volksvertreter gebe es mehr, einen zweiten Uhland für dieses Amt nicht;" allein der Conflict lautete ja nicht: wirken als Politiker oder als Lehrer, sondern: Zwang dulden oder der Regierung zeigen, was Männerwürde ist, was ein Mann ist, der es liebt, „frei einherzuschreiten und aufrecht, wie ihn Gott erschuf." Uhlands Wille konnte zum Eigensinn werden, hier sehe ich nicht Eigensinn, sondern Willen. Schwieriger ist die Frage, ob in jenem Kampf um die altwürttembergische Verfassung, der sich von 1815 bis 1819 hinzog, der zähe Schwabe nicht mehr Eigensinn, als richtigen Willen gezeigt habe. Uhland hat für das „alte, gute Recht" in Wort und Lied und jeder Form eifriger Regung mitgestritten von Anfang an, noch ehe er (1819) als Abgeordneter in die Kammer trat. Ich kann bei der Erwähnung dieses vielbesprochenen Haders nicht unterlassen, an die Beurtheilung der Verhandlungen unserer

damaligen Landstände zu erinnern, welche Hegel in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 1817 erscheinen ließ und welche in seine gesammelten Werke aufgenommen ist. Obwohl Uhland mit keinem Worte genannt ist, so darf man doch bestimmt annehmen, daß Hegel hinter den Landständen einen so bedeutenden Verfechter ihres Widerstands recht besonders im Auge hatte, man kann die offiziellen Vertreter recht wohl in ihm zusammenfassen, also auch sagen, daß hier einer der interessantesten Gegensätze vor uns liege: Hegel contra Uhland! Beide gleich ernst und rein auf das Beste des Staats bedacht, im größten Unterschied doch beide gleich fest geschmiedete, gewichtige, substantielle Naturen.

König Friederich hat die alte württembergische Verfassung 1806 aufgehoben, 1815 gibt er dem vergrößerten Lande eine neue Verfassung, die allerdings vernünftiger, dem modernen Staatsbegriff entsprechender und in wesentlichen Stücken liberaler ist, als die alte. Diese hatte sich unzweifelhaft überlebt; sie gehörte der Zeit an, da das Land ein Reichslehen, noch kein Staat war, sie ruhte auf dem Prinzip eines Vertrags zwischen Fürst und Land als zweier Parteien, über denen als Richter, als Bürge, als Zwischen- und Obermacht der Kaiser stand. Ihr scheinbar bedeutendstes Recht war ein von ihr gewählter permanenter Ausschuß, der die Steuerkasse in Händen hatte. Allein dieß Recht war ebenso sehr eine Ruthe auf dem eigenen Rücken, denn der Ausschuß war ohne Controle, decretirte sich aus seiner „Truhe“ neben der Besoldung Belohnungen und Pensionen; er war ein Sitz des Nepotismus und der veralteten Willkür, eine geheime zweite souveräne Macht im Staate, nicht ein Organ der Freiheit, sondern ein

Dorn der Entzweiung zwischen Fürst und Land. Der König verkündet die neue Verfassung, beschwört sie in feierlicher Sitzung vor den berufenen Volksvertretern. Diese aber sagen: „nein! wir wollen die alte Verfassung, das alte gute Recht!" und hinter ihnen erhebt das Land in unendlichen Adressen denselben Ruf, mit Ausnahme freilich der neuen Landestheile, welche namentlich die Landplage des Schreibereiwesens fürchten, denn diese stand allerdings im engsten Zusammenhang mit der alten Verfassung. Es beginnt nun jenes Zerren und Ziehen, Anknüpfen und Abbrechen von Unterhandlungen, welches fortdauert, bis mit der Regierung des neuen Königs Wilhelm, der 1816 den Thron bestiegen, unter der Wolke des Carlsbader Congresses, der aller Freiheit und Verfassung den Untergang droht, im Jahr 1819 ein Vergleich und die neue Constitution, nun freilich mit einer Adelskammer, welcher Uhland von Anfang an den lebhaftesten Widerspruch entgegengesetzt hatte, zu Stande kommt. Mit dem ganzen Gewichte seines strengen Begriffs vom Staate sucht nun Hegel die Vorstellungen zu zermalmen, auf denen der zähe Widerstand beruhte. Moderbegriffe nennt er sie, Begriffe aus einer andern Welt, einer andern Zeit, Begriffe von Menschen, welche die Jahre der Revolution, die Geburt des neuen, vernünftigen Staatsrechts, verschlafen haben; wir sehen, sagt er, den Kampf dieses vernünftigen Staatsrechts mit der Masse des positiven Rechts und der Privilegien, aber, verglichen mit Frankreich, in einem merkwürdigen Stellenwechsel: König und Regierung treten auf jene, die Landstände auf diese Seite; der Staat stehe hoch über dem Vertragsbegriff; er sei eine „ursprüngliche und substantielle Einheit"; Formalismus, Uebertragung von Prinzipien

des Privatrechts auf diese höhere Einheit sei es, wenn man vom Begriffe des Vertrags ausgehe, der auf der gleichen Unabhängigkeit und Gleichgültigkeit beider Theile beruhe; es sei verkehrt, das Landes- und Staats-Interesse einander gegenüberzustellen, es sei Advokaten-Eigensinn, auf diesen Abstractionen zu beharren.

Eigensinn war da, es ist kein Zweifel, ein rechter harter Schwaben-Eigensinn. Man wird gestehen müssen, daß es Fälle gibt, wo es vernünftig ist, anzunehmen, was Regierungen bieten, wären es auch solche, denen man nicht traut. Diesen Rath auf den gegebenen Fall anzuwenden hat aber seine Schwierigkeit, denn dießmal war das Mißtrauen ein unbegrenztes und als solches nur zu sehr gerechtfertigt. Der Eigensinn hatte zunächst darin seinen Grund und war also doch nicht bloßer Eigensinn. Hegel im Eifer seines Dringens auf „die Natur der Sache an sich," auf das „Substantielle, an sich Vernünftige," vergißt hier und sonst, daß es darauf ankommt, wer die Leute sind, die den Staat bilden, die auf den Thronen sitzen und regieren. Die Personen sind ihm das „Zufällige" und daß er das sogenannt Zufällige obenhin als das Gleichgültige und Schlechte überspringt, dieß ist ja überhaupt ein wesentlicher Mangel seines Systems. Ueber die „Landesbeschwerden," welche die Stände sammelten und der Regierung vorlegten, geht er mit der Leichtigkeit eines Parteimanns hinweg. Wer war der König, der dieses Geschenk seinem Volke bot? Er hatte nicht nur die alte Verfassung aufgehoben; eine solche Handlung läßt sich vergessen, wenn eine Regierung, deren Sünden ein gewisses Maß nicht übersteigen, die veränderte Zeit begreift und in den Weg des

Rechts wieder einlenkt; nein! das Herz zieht sich in einem Krampfe des Grimms zusammen, wenn man seiner Thaten gedenkt. Ich habe eine Erinnerung aus meinen Knabenjahren; ich hörte von einer Rede, die ein Abgeordneter in jener Zeit über das unsägliche Leiden hielt, das der Wildstand und die Jagden über das Volk gebracht: die Saaten, die Reben von Hirsch und Eber abgeweidet, der ausgesogene Bauer, dem Waffe und Schuß verboten war, in kalten Nächten sich vergeblich plagend, das Wild durch angezündete Feuer abzuhalten, zu den großen Jagden schaarenweis als Treiber aufgeboten, als hungernder Sklave wochenlang, während ihm der dürftige Kittel in Schnee und Regen auf dem Leib verfaulte, von seiner Hütte fern, — Schauer übergossen mich, als dieß Bild des Jammers, das ich kannte, das aber so eindringlich nie an mich gekommen war, sich vor mir aufrollte. Unerschwinglicher Steuerdruck, unerträgliche Censur, Gewaltthat über Gewaltthat, jede Mißhandlung der Menschenwürde, die nur ein orientalischer Despot verüben kann, Vergeudung des Bluts der Unterthanen für den Feind des Vaterlands, der sie in die Eisfelder Rußlands schleppt, wo sie zu Tausenden hinsinken, geheimes, verrätherisches Festhalten an diesem Bund auch nach der Schlacht von Leipzig: das war die fürstliche Macht, der man trauen sollte. Es war zu spät, zu spät!

Dieß war denn für den Eigensinn des Ablehnens ein Grund von zeitweiser Geltung; allein er verband sich mit einem prinzipiellen. Man braucht heutigen Tags mit Niemand mehr darüber zu streiten, daß der höhere Staatsbegriff, wie ihn Hegel aufstellt, den Begriff des Vertrags zwischen Fürst und Volk nicht ausschließt. Wohl ist der Staat in

seiner Wurzel etwas Anderes, ist unendlich mehr, als ein bloßer Rechtsvertrag, als eine formelle Vereinbarung von Individuen, Gruppen, die sich leidlich auf Einem Boden mit einander behelfen, er ist eine Vernunftnothwendigkeit, ruhend auf einem Naturbande innerer Einheit des Bluts und der Sprache; allein über diesem festen Grunde schwankt die Woge des Zufalls, der es bringt, daß wir nie wissen können, ob die Menschen dieser innern Vernunft- und Natur-Einheit treu oder untreu sind, ob sie das Allgemeine oder nur das Ihrige wollen, daher bezweifelt jetzt keine freigesinnte Seele mehr, daß die Forderung des Vertrags besteht trotz der ungeläugneten Basis, worauf der Staat als ungetrenntes Ganzes ruht; die Basis ist das verhüllt zu Grund liegende Elementarische; was am Tage des Bewußtseins liegt, will klare Form und dieß ist der Rechtsvertrag. Mit ihrer ganzen Stärke erhebt sich diese Forderung im monarchischen Staat. Hegel vergaß über dem reinen Begriffe des Staatswillens, daß der Ursprung seines monarchischen Organs in der Aristokratie liegt; der Monarch ist die Spitze des Adels, das Volk steht ihm mit der gegründeten Voraussetzung gegenüber, daß das mystische Vorurtheil des Standes, als sei er eine Art höherer Menschheit, als bestehe er aus Wesen einer bevorzugten Gattung, sich in dieser Spitze concentrire, und findet den Beweis für diese Voraussetzung in dem priesterlichen Sigel des Titels „von Gottes Gnaden.“ Ist der Fürst von Gottes Gnaden, so erscheint auch das Vernünftige, das er dem Volke bringt, als Ausfluß dieser Gnade, die er natürlich doch als seine, des einzelnen Menschen, persönliche Gnade behauptet. Hier sind wir nun eben unmittelbar wieder bei Uhland angekommen —

Noch ist kein Fürst so hochgefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden,
So viel, so wenig ihm gefällt.

Die Gnade fließet aus vom Throne,
Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut;
Und wenn sich Männer frei erheben
Und treulich schlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innre Recht in's Leben
Und der Vertrag gibt ihm Bestand.

Diese Liedesworte allein schon reichen auch hin, uns zu überzeugen, daß für Uhland Recht und Vertrag nicht der hohle, formalistische Begriff ist, wie Hegel ihn bekämpft. Ihm ist das Recht ein Gefülltes, Naturvolles, ihm ist es identisch mit dem lebendigen Person=Sein an sich, mit dem Mann=Sein, mit der Würde des Manns als eines Glieds seines Volkes, ihm sind im Gegentheil Begriffe von wesentlichen Staatseinrichtungen, so vernünftig sie sein mögen, sobald sie ein Herabreichen von oben, von der monarchischen Spitze des Adels, wo keine Bürgschaft gegen Willkür ist, in sich schließen, hohle Abstractionen. Der König Friedrich hatte das Einkammersystem gewollt, dagegen setzte sich allerdings mit den

Volksabgeordneten auch der auf seine Vorrechte bedachte Adel. Dieses augenblickliche unwillkommene Zusammentreffen konnte Uhland nicht abhalten, bei seiner Ueberzeugung zu bleiben, die ein für allemal im Prinzip gegen den Adel ging und die er, als König Wilhelm eine Verfassung mit einer Adelskammer bot, in dem feurigen Flugblatt aussprach, dessen Hauptinhalt die Nekrologe wieder in Erinnerung gebracht haben. Trotzdem läßt sich die Fortsetzung des Widerstands nach dem Regierungsantritt König Wilhelms nicht ebenso vertheidigen, wie die Renitenz unter König Friedrich. Was eine neue, noch intakte Regierung bot, konnte angenommen werden, ohne daß man länger über den Fortbestand des alten Rechtsvertrages stritt; der erste der oben genannten Gründe, das absolute Mißtrauen, war ja weggefallen. Hier war doch wohl wirklicher, ungerechtfertigter Eigensinn und er bestrafte sich dadurch, daß die Zeitumstände drängten, über Hals und Kopf doch eine Verfassung anzunehmen, die weniger Zugeständnisse enthielt, als die ursprünglich gebotene. Freilich wirkte darin die Abneigung gegen das Organ nach, dessen sich der neue wie der alte König bediente. Dieß war der Minister Wangenheim, ein genialer Mann, der aber durch den phantastischen Kram Schellingisch-Eschenmayerischer Ideen, womit er seine Staatstheorieen schematisirend verbrämte, durch den Kavalierston, womit er vor die Stände trat und als Ausländer auf altgeachtete württembergische Namen spottete, sich und seiner Sache die Abneigung Aller, am meisten des nüchternen und gründlich schwäbischen Uhland zuzog. Ihm gilt bekanntlich das „Gespräch,“ ihm das „Hausrecht,“ ihm, seiner naturphilosophischen Mystik der „Schwindelhaber“ (Liebert, der Verfasser der gediegenen kleinen

Schrift über Uhland, offenbar niederdeutsch „Hafer" zu schreiben gewöhnt, versteht unter Schwindelhaber komischer Weise Menschen, die Schwindel haben; es ist kranker Haber, der Schwindel und Dippel, d. h. Taumel macht, und darunter sind die modernromantischen Ideen Wangenheims verstanden). Er war es denn auch, der, nachdem er hierin seine Ansicht gewechselt hatte, in die Verfassung, die König Wilhelm bot, das Zweikammersystem brachte. *

Gegen den Adel hat Uhland meines Erinnerns auch in Frankfurt gestimmt. Es mag in unserer Zeit noch als seltsamer Idealismus erscheinen, wenn man sich einfach logisch sagt: Adel gibt es nicht, denn wenn man Alles abzieht, was Bürgerliche auch haben können: großen Grundbesitz, verdiente Ahnen, Würden, Vorrechte, so bleibt nichts übrig, als die aus der Kindheit des Völkerlebens herübergenommene Fiction einer zweiten, höheren Menschengattung und auf diesen Mythus läßt sich dauernd keine politische Einrichtung gründen, was man übrigens für ihre Zweckmäßigkeit vorbringen mag. Der Adel besteht, die Fiction, verflochten mit großem Grundbesitz u. s. w., läßt sich natürlich nicht wegdekretiren; darauf ruhen Institutionen, die praktisches Gewicht haben, aber wie manche Einsicht schien Jahrhunderte lang unpraktisch, bis die Zeit kam, wo man lächelnd sich wunderte, wie lang die Täuschung habe bestehen können!

* Die preußischen Jahrbücher Januar 1863 haben über Wangenheim einen Aufsatz von Heinrich v. Treitschke gebracht, der diese Hergänge etwas ausführlicher berichtet. Sein späteres Wirken als Bundestagsgesandter wird noch eingänglicher geschildert, aber ganz von preußischem Parteistandpunkte beurtheilt.

Uhlands inhaltsvoller Rechtsbegriff führt weiter, führt auf eine Idee des Staats überhaupt, welche grundwesentlich jener gegenübersteht, auf welcher Hegels herber Tadel ruht. Hegel baut seinen Staat von oben, von der Regierung, bei welcher er die wahre Vernunft heimisch glaubt, nach unten, Uhland baut ihn von unten nach oben; dort ein Zusammengreifen von der Kuppel aus, hier ein Auswölben aus dem Willen freier verbündeter Männer. Im „Gespräch" sagt der Gegenredner:

Der ächte Geist schwingt sich empor
Und rafft die Zeit sich nach —

der Dichter antwortet:

Was nicht von innen keimt hervor,
Ist in der Wurzel schwach.

Es bedarf keines scharfen Auges, um zu erkennen, daß diese Anschauung auf die Republik weist. Uhlands Liebe für die Schweiz ist bekannt, Wilhelm Tell war eine seiner Lieblingsgestalten, ihre Staatseinrichtung, der Organismus auf der Grundlage der freien Gemeinde, der Staat ein Bund von Bünden freier Körper, dieß war sein Ideal. Dennoch irrt man sich sehr, wenn man darum glaubt, ihn so schlechthin als „Demokraten" bezeichnen zu dürfen. Mit dem Worte Demokrat verbindet sich in unserer Zeit, nicht immer, nicht nothwendig, aber auf Grund vieler Erfahrungen leicht und gern der Begriff eines Idealisten, der die Wirklichkeit verkennt und das Gesetz nicht achtet, der also, statt die gegebenen, positiven Verhältnisse mit praktischem Schlüssel

anzufassen, auf die Revolution spekulirt, mit deren Erfolge, wenn sie einen Zustand bewirkte, der die Willkür fesselt, er selbst zuallererst unzufrieden wäre; es verbindet sich damit ebenso erfahrungsgemäß der Begriff eines centrifugalen Denkens, welchem über dem Jagen nach einem kosmopolitischen Freiheitsideal das Gefühl des Vaterlands und seiner Ehre entschwindet, die wir wahren müssen, auch e h e wir geeinigt sind. In diesem Sinne war denn Uhland nichts weniger, als ein Demokrat; strenge Gesetzlichkeit war sein Wesen, Haß aller Willkür, Haß des chaotischen Geschreis, der wirren Phrase großmauliger Volksschmeichler, Verachtung ehrloser Selbstwegwerfung vor dem Ausland war seiner Natur so wesentlich, als Haß und Verachtung aller Unfreiheit, und wenn sein Rechtsbegriff in der tiefsten Wurzel gefaßt zur Republik führte, so achtete er nicht minder das geschichtlich begründete Recht und war im gegebenen monarchischen Staat einfach ein gewissenhafter, wahrer Constitutioneller. Ja mit seinem Sinn für das gediegene, bewährte Alte fühlte er tief und schön das Ehrwürdige im langverjährten geschichtlichen Bande zwischen Fürst und Volk. Diese Achtung des Bestehenden lag gerade in seinem Kampfe für die altwürttembergische Verfassung entschieden genug ausgesprochen, über den wir nun das Urtheil abschließen können. Es war eigentlich nicht die alte Verfassung mit ihrem empirischen Material, um welche er und die Abgeordneten des Landes rechteten. Man erkannte im Laufe des Streits mehr und mehr ihre Mängel. Die richtige Formel wäre gewesen: die Regierung soll im Prinzip anerkennen, daß sie einen, von ihr umgestoßenen, alten Rechtsvertrag mit dem Volk erneuert, über die einzelnen

Bestimmungen desselben soll unterhandelt werden. Die Regierung ließ sich über ihre Verfassung in Unterhandlungen ein, warum nicht in Unterhandlungen über die alte Verfassung auf Grund ihres Prinzips, des Rechtsvertrags? Hegel selbst sagt, die Wahl habe so gelegen: entweder die königliche Verfassung mit wesentlichen Modificationen, oder die alte Landesverfassung mit demselben Zugeständniß; er setzt hinzu, hier habe das Sprüchwort gegolten: der Gescheutste gibt nach. Warum, wenn er doch die Regierung für den Gescheutsten hält, ruft er es nicht ihr, sondern den Ständen zu, bei denen es sich noch um Anderes handelte, als um Gescheutheit, nämlich um eine Pflicht gegen das Land und sein geschichtliches Recht? — Dieß wollte ich gegen Hegels Kritik noch nachtragen; das Beharren auf dem Widerstand unter der neuen Regierung soll jedoch auch hiedurch nicht gerechtfertigt werden, nur entschuldigt wird es durch die Abneigung gegen den genannten Minister.

Das Jahr 1848 beruft Uhland zum größeren Wirken, der Vertreter des kleinen Einzelstaates wird Vertreter der Nation, der Traum seiner Jugend von einem einzigen und großen Deutschland scheint Wahrheit zu werden. Die Hoffnung täuscht, die mächtige Bewegung scheitert an der Unmöglichkeit, eine Form für die Einheit zu finden; — wie mancherlei Ursachen zu diesem Scheitern mitgewirkt haben, diese war ja doch die einzig entscheidende. Uhlands Stellung und Wirken auf diesem größeren Schauplatz ist noch neu im Gedächtniß; nur auf zwei Momente soll hier eingegangen werden. Zuerst auf sein Verhalten zur Frage von der Centralgewalt. Daß er durchaus föderativ und großdeutsch gesinnt war, dieß folgt mit solcher Klarheit aus seiner Grundanschauung vom Staat

als einem freien Bunde freier Glieder, daß jeder Nachweis überflüssig wäre. So kam er auf die Idee eines aus Wahl der Nationalvertreter hervorgehenden periodischen Reichsoberhaupts. Vom Erbkaiserprojecte stieß ihn nicht nur die Bevorzugung des einzelnen Staats, dem man diese Würde zuwenden wollte, und die Beiseitsetzung Oesterreichs ab, ihn widerte auch hier — die Worte jener am 22. Januar 1849 gehaltenen Rede sagen es deutlich — das Aristokratische an. Sein innerstes Denken und Auffassen bezeichnet der Ausspruch: „die Wurzel unserer politischen Neugestaltung ist eine demokratische, der Gipfel aber schießt nicht von den Zweigen, sondern aus der Wurzel empor.“ Dieß könnte an sich immer noch bloß auf die Form der Wahl bezogen und als Uhlands Meinung angenommen werden, daß sie allerdings auf einen Fürsten fallen müsse, allein dießmal ging er weiter, sehr weit. Er hatte, gesteht er, der Kraft des Nationalaufschwungs vertraut, daß selbst einem bürgerlichen Manne, den die Wahl über Fürsten und ihre Hausmacht setzte, das gesammte deutsche Volk eine Hausmacht würde. Dieß war ein Traum, wenn man will: eine Phantasie, ein Stück Romantik. Wer sich keiner Sünde bewußt ist, mag einen Stein dagegen aufheben; Romantik war das Erbkaiserproject ebensogut, nur Romantik mit großer Verstandeseinbildung versetzt. Wir haben Alle keinen Rath gewußt und wissen jetzt noch keinen, Uhlands Meinung war eine Meinung genau so gut und so unpraktisch wie andere Meinungen auch. Während er mit sichtbarer Anstrengung des nicht klangvollen Organes sprach, sagte achselzuckend ein weiser Herr vom erbkaiserlichen Lager: „wie sich der alte Mann abquält.“ In diesem Lager hat man sich noch ganz anders abgequält

und nichts zu Stande gebracht. — Und nun noch ein Wort über Uhlands Verhalten am Ende. Den Beschluß der Uebersiedlung nach Stuttgart, gefaßt von dem Reste der Reichsversammlung, der nach dem Austritt so vieler Mitglieder noch übrig blieb, hielt und erklärte er für verderblich. Es war ein Verzweiflungsentschluß, es mit der Revolution zu versuchen. Mag man über Revolution denken wie man will, es bedurfte nur geringer politischer Spürkraft, um zu erkennen, daß der Versuch vergeblich sein mußte, daß der badische Aufstand, dem man Württemberg zuführen wollte, die Mehrheit der Nation, geschweige die stehenden Heere, gegen sich hatte, daß er im Beginn schon verloren war. Ein Losbruch in Stuttgart mußte einigen hundert Bürgern das Leben kosten ohne jede Frucht für Deutschland; ja ihr Blut wäre nur noch weiteres Oel in das Feuer der Reaction gewesen. Das Parlament war hin, als es den Waffenstillstand von Malmö bestätigt hatte; der Tag jenes Beschlusses war der Tag seines moralischen Todes. Es hatte der Regierung, die es an die Spitze Deutschlands stellen wollte, einen Verrath der deutschen Sache hingesehen, um sie für jenen Zweck zu gewinnen, es hatte hiedurch sein Lebensprinzip getödtet. Hätte es ihn verworfen, so hätte es freilich die Erfahrung gemacht, daß die Wogen der Volkserhebung bereits im Ebben waren; das Volk wollte durch Aufruhr die Sünde gut machen, nicht das Volk, nein, nur ein Häuflein aufgeregter Jugend: er wurde am 18. September 1848 niedergeschlagen; dieser Sieg des stehenden Heeres bewies offenbar, daß auch das Parlament hätte gesprengt werden können, ohne daß die Nation das Werk von vorn aufgenommen hätte, allein dieß wäre doch ein ehrenvoller Tod

gewesen. — Uhland folgte seiner widersprechenden Ueberzeugung zum Trotz dem Reste nach Stuttgart, einfach darum, weil er sich nicht berechtigt hielt, sein Mandat wegzulegen, ehe es factisch unmöglich geworden, von demselben Gebrauch zu machen, darum, weil Austritt das Leichtere, Bleiben das Schwerere war. Denn Uhland wußte, daß er nun in der Opposition sein und mit den Wenigen, die seine Stellung theilten, gegen die aufgeregte Mehrheit einen schweren Stand haben werde. Es war eben nicht sehr behaglich damals, die Stimme der Vernunft gegen die Reichsregentschaft, ihre Volksbewaffnungs- und Creditanträge zu erheben. Als das württembergische Ministerium beschloß, weitere Sitzungen mit Gewalt zu hindern, begriff Uhland so gut wie jeder gerechte Mann den wirklich tragischen Conflict, worin es sich befand. Der Bewegung, woraus es selbst hervorgegangen, mußte es mit Gewaltmitteln ein Ende bereiten. Es mußte; hier war keine Wahl. Von dem Tag an, da das Rumpfparlament in Stuttgart tagte, zuckte der Finger der Revolutionslust von Minute zu Minute an dem „Draht,“ an dem sie nur ziehen zu dürfen meinte, um das Land in Waffen nach Stuttgart zu rufen und aus der schwäbischen Hauptstadt den Herd einer neuen Nationalerhebung zu machen. Gekommen wären einige Züge von Bürgerwehren, einige Schüsse wären gefallen, der Philister, längst auf den Tod verstimmt von wüsten Schreiern und Katzenmusikern, hätte die Hausthüren geschlossen und das Militär, selbst unterstützt von einem guten Theile der Stuttgarter Bürgerwehr, hätte mit Kartätschen drein geschossen. Dieß Blut durften unsere Märzminister ein für allemal nicht auf ihr Gewissen nehmen. Es fehlte nur noch das bekannte

herausfordernde Wort Schoders in der württembergischen Ständeversammlung und der Entschluß mußte gefaßt sein. Uhland aber, der denselben sicherlich gebilligt hat, ging dennoch im Zuge mit zum letzten Versuch einer Sitzung; warum? Aus demselben Grunde, aus dem er nach Stuttgart mitgegangen. Er hatte sein Mandat, die Sitzung war beschlossen, wie vorher die Verlegung, er mußte alle Gerechtigkeit erfüllen. Und wirklich, nachdem die Dinge lagen, wie sie lagen, haben die letzten Männer des Parlaments besser gethan, es dahin zu führen, daß sie constatiren konnten: wir weichen nur der Gewalt. Einfach weglaufen wäre ein unwürdiges Ende gewesen, dieß war immer noch ein Ende mit Ehren, das als markirtes Punctum, als männliche Schlußentscheidung dem Gedächtniß der Menschen sich eingeschrieben hat; befanden sich die Minister in einem tragischen Conflicte, so war die Sachlage nicht minder tragisch für den andern Theil: die Mitglieder des Parlaments konnten, wenn sie nicht als Feige dastehen wollten, so wenig rückwärts, als die Minister unschlüssig und unthätig bleiben durften.* Ich meines Theils

* Es bedarf, hoffe ich, keiner Versicherung, daß ich nicht aus Eitelkeit hier ein Wort über mein Verhalten anknüpfe, daß es vielmehr nur geschieht, um unwahren Beschuldigungen zuvorzukommen. Ich war entschlossen, wie Uhland mit dem Zuge zu gehen, wiewohl ich mit ihm in der Opposition war. Die Sitzung war aber auf eine spätere Stunde angesagt und ich erfuhr vom früheren Aufbruch nichts. Der Versammlung, die unmittelbar darauf im Gasthofe Marquardt Statt fand, habe ich beigewohnt, habe sie verlassen, weil es mir gewissenlos schien, durch dieses Tagen in der Nähe der rings in den Straßen lärmenden, wild aufgeregten, vom Militär bedrohten Menge völlig nutzloses Blutvergießen herbeizuführen, bin aber wieder eingetreten, weil ich bedachte, daß auch unsern Personen Gefahr drohte und daher Wegbleiben als Feigheit erscheinen könnte.

gestehe, daß ich, wenn ich mich in zwei Personen hätte trennen können, wenn ich im Zuge gegangen und zugleich Minister gewesen wäre, gegen mich selbst, als im Zuge Befindlichen, das Militär aufgeboten hätte, so gewiß, als ich mit den piemontesischen Truppen gegen Garibaldi geschossen haben würde, als er, der edelste aller blinden Demokraten, für die gute Sache Italiens zu einer Zeit losschlug, wo ein Kind begreifen konnte, daß nichts ging und daß er im vollen Zuge war, dem edeln Befreier Italiens Gelegenheit zu geben, daß er auf's Neue als Retter der Gesellschaft auftrete. Daß es dann bei der Sprengung etwas gröber zuging, als die Minister wollten, dieß gehört eben zu dem Unberechenbaren, was nie ausbleibt, wenn die Gewalt einschreitet. Das Protokoll der Versammlung im Gasthofe Marquardt enthält die Aussage mehrerer Abgeordneter, daß sie aus den Reihen der Reiterei, die von der Seitenstraße einschwenkte, den Ruf: haut ein! vernommen haben. Commandirt war nur, im Schritt vorzurücken; möglich, daß einige Reiter in ihrer Aufregung (denn das Militär war durch die Wühlereien und jahrelangen Verhöhnungen erbost) die Worte riefen und die Säbel schwenkten, eingehauen hat keiner, weil keiner durfte. In dunkler Erinnerung ist mir, daß folgende Aeußerung eines damals betheiligten Offiziers erzählt wurde, der nicht mehr unter den Lebenden ist: er habe eben einhauen wollen, da habe er unter seiner Klinge ein kahles Haupt mit weißen Locken gesehen und die Waffe zurückgehalten; dieß sei Uhlands Haupt gewesen. Wenn der Offizier so etwas gesagt hat, so kann es nur geheißen haben: er hätte eben Lust zum Einhauen gehabt u. s. w. Beim Einschwenken gab es natürlich einige Püffe, Uhland

wurde zur Seite gestoßen und der Hut fiel ihm vom Kopfe, dieß wird sicherlich Alles sein.

Der Kranz der Bürgertugend blieb unangetastet auf diesem Haupte. Die Zweckwidrigkeit dessen, was beschlossen wurde, mißbilligend, blieb er doch dem Rufe der Nation treu und fest bis zum letzten Augenblick. Die Gestalt des treuen Kämpfers für das Recht des Bürgers und der Nation steht ungebrochen mit aufrechtem Nacken vor der Erinnerung aller künftigen Geschlechter. Auch die Fluthen des Rückschritts, der nun hereinbrach, haben Muth, Hoffnung, Heiterkeit des Mannes, der sich nun wieder in die Stille seiner Studien zurückzog, nicht erschüttern können.

Die letzte, schwere Täuschung brachte ihm der Sommer 1859. Er glühte wie irgend Einer von uns für rasches Handeln der deutschen Nation, denn er erkannte so deutlich wie Jeder von uns, daß die Frage nicht sei: österreichisches System oder italienische Freiheit, sondern: Bedrohung des abermals erniedrigten Deutschlands durch das europäische Uebergewicht eines siegreichen Frankreichs oder Erstarken in einem Kampfe, der uns später noch uneiniger treffen muß. Verzweifelt ist er dennoch nicht, als auch diese Schicksalsstunde unbenützt verrann.

Und der starke, feste, ungebeugte, in seinem ganzen Wesen streng gemessene Mann war so gelinde, so zart, so bescheiden, wohlthätig im Verborgnen! Das Strenge und das Milde so schön gemischt! Ja, es war ein ganzer Mann und ein ganzer Mensch, es war Einer von denen, bei welchen es richtig bestellt ist unter dem Brusttuch. Es gibt nicht eben viele solche ganze Menschen; im Dunkel der Namenlosigkeit

eher; es ist nicht so schwer, ein gerades, wohlgemessenes Leben durchführen, wenn man nicht heraustritt. Er ist aber herausgetreten auf den Kampfplatz der Politik und, offner noch vor dem Auge der Völker, in die Halle der Poesie.

Es ist hohe Zeit, daß wir zu Uhland dem Dichter übergehen. Als wir uns zu Uhland dem Politiker wandten, nahmen wir den Uebergang durch den Satz, daß überall, wo man in seinem Geist eine Lücke fühle, von anderer Seite her alsbald eine gesunde Kraft ergänzend, entschädigend in die Linie trete. Wir hatten im idealen Gebiet eine gewisse Schärfe der Verneinung vermißt, wir fanden sie zur vollen Genüge im realen. Natürlich dürfen wir nun unsern Satz nicht in abstracter Weise so anwenden, daß wir in Uhland dem Dichter einen Ersatz suchten für die Kräfte, die wir in dem Menschen und wiederum etwa im politischen Kämpfer unzulänglich entwickelt gefunden, oder umgekehrt. Uhland ist Dichter vor Allem, als Dichter der Liebling der Nation, als Dichter unsterblich. Sein menschliches und praktisches Wesen und Leben liegt nicht etwa in einem Schubfach neben seinem Dichterleben, so daß wir uns zu besinnen hätten, was aus dem einen etwa hinübergelegt in das andere eine leere Stelle ausfüllen könnte: die Poesie ist die Blume seines Daseins und alles Andere, seines selbstständigen Werths unbeschadet, die Wurzel. Das etwa kann man sagen, daß man bei politischen Ideen, wie die eines bürgerlichen Wahl-Regenten für Deutschland, dem romantischen Politiker den Dichter zu gute schreiben müsse. Innerhalb der Poesie selbst werden wir uns, wo wir einen Mangel finden, vor Allem darnach umzusehen haben, ob nicht eine andere, ebenfalls poetische Kraft uns entschädigt, dann

aber allerdings auch nach dem Charakter, denn welche Persönlichkeit da hindurchblickt, wo der poetische Puls matter schlägt, das ist bei aller Dichtung eine wichtige Frage.

Uhlands Poesie ruht auf einer Grundlage gesunder, herber Nüchternheit. Nicht erst in der gemessenen Klarheit der Form ist diese zu suchen, man fühlt sie in dem spezifischen Duft, in der besonderen Blume durch, die in jeder ächten Dichtung das Geheimniß der Persönlichkeit herausfühlen läßt wie in jedem ächten Weine den Erdboden, in dem er gewachsen. Es ist ein Geruch wie der des dampfenden frischgepflügten guten Ackers in der Morgensonne. Man mag vom Bilde des Ackers auch auf das Bild des Brodes kommen und sagen, man schmecke etwas heraus wie kernhaftes Roggenbrod. Damit soll unserem Dichter ein sehr hohes Prädicat gegeben sein. Der Gegensatz des Roggenbrods wäre hier Bisquit. Es ist so gemeint, wie Goethe es meint, wenn er will, daß der Mensch — es gilt wahrlich ebenso dem Dichter — mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde stehe, auf daß nicht Wolken und Winde mit ihm spielen, wenn nirgends mehr haften die unsichern Sohlen. Nüchternheit, schöne kühle Klarheit, gesunder Sinn der Wirklichkeit, aber auch Bravheit, Treue, ursprüngliche, der Natur von Haus aus eigene volksmäßige Einfachheit ist es, was in dieser specifischen Witterung von Uhlands Poesie uns entgegenkommt. Dieß hat ihn geschützt, daß er nicht den übrigen Romantikern gleich wurde, als er in seiner Jugend ihr Panier entfaltet sah und ihm huldigte, geschützt, daß er nicht Belladonna für Weintraube, Phantasiren für Phantasie, nicht das Geisterhafte für den Geist, nicht die Ironie, die ihr Feuerwerk auf dem Wasser

verknallen läßt und lächelnd ruft: seht mich großen Feuerwerker! für Humor nahm und gab. Die Gefahr ist da gewesen: ein Zeugniß ist mir das Fragment Fortunat, das ich nicht loben kann, wie Andere. Ich glaube, Uhland habe die Dichtung liegen lassen im richtigen Gefühl, daß sie seiner nicht würdig sei; ich glaube, daß der Geist ihn warnte, auf dem Wege Tiecks fortzugehen. Dieses Fragment ist eine Perle, wenn man die Kunstform vom Gehalte trennt, eine sehr bedenkliche Erscheinung, wenn man sie, wie billig, nicht trennt. Die Ariostische Manier des Springens ist an sich üppig, kitzlich, Geflunker und Geflacker; die stete Unruhe spricht aber zugleich aus, daß nichts ernst genommen werde. Dieß hätte seine guten Wege, wenn nicht lächelnd hinweggesprungen würde über Solches, was Ernst fordert. Roberto's Tod will Mitleid, der zwei Witwen rasches Zugreifen nach jungen Männern als Spaß zu behandeln stände einem Crebillon und Wieland, stand aber nicht einem Uhland an. Die ganze Manier der Ironie des Epischen im Epischen mag am Platze sein bei kleinen, heiteren, novellenhaften Stoffen, wie P. Heyse's anmuthiger „Braut von Cypern," bei jedem Versuche, sie zu einem Weltbild auszudehnen, erscheint sie als keltisch-romanische Verblasung des Lebensgehalts. Wohl war es nicht Uhlands innerer Geistes-Compaß allein, der ihn vom Abweg rasch zurückführte und zum Haupt einer zweiten, gesunden Gruppe in der romantischen Schule erhob: ihn trug und führte auch die gute, richtig gemischte Luft seines Landes; der Schwabe trägt die Kritik gegen schöngeistige Lügengaukelei im natürlichen Nerv, gegen Schaumtorten des wirren Traumspiels im Magen von Haus aus mit sich. Justinus Kerner, Mörike waren noch stärker

gepackt vom Magnetismus der mondbeglänzten Zaubernacht, vom Mohnschwindel der „heiligen Nacht"; aber der gläubige Magnetiseur schwebte doch gleichzeitig mit gesundem Humor über dem betäubenden Elemente, das rein Menschliche, Freie, Helle, brach immer wieder durch und Mörike spielt wohl gern mit Geistern und Wundern des Mährchens, aber seine besten Lieder, die ganze Gebirge der modernen Lyrik niederwerfen, sind rein empfundene Momente der Lebenswahrheit; Karl Mayer blieb in seiner bescheidenen Sphäre sanfter Gefühlsaccorde ganz frei. Noch eine andere, stärkere Strömung trat hinzu: es war die Luft der Zeit, die Bergluft der Befreiungskriege, die Uhland oben hielt. Die Norddeutschen M. Arndt, Max von Schenkendorf, Wilh. Müller sind durch diesen belebenden, reinigenden Sturm der Zeit aus dem Kreise der kranken Romantik an Uhlands Seite gehoben; Joseph von Eichendorff ist von ihm angefaßt, schwankt aber zwischen Gemüthsfreiheit und unfrei katholisch gebundenem Sinn. Die ganze Gruppe sondert sich ferner auch dadurch von ihrer Umgebung ab, daß sie mit vollen Zügen aus der rechten Quelle, der Goethe'schen Lyrik, reine Nahrung schöpft. Bei Uhland ist dieß Moment von besonderer Wichtigkeit; daß es nicht Nachahmung, daß es freie Hingabe ist, bedarf keines Wortes. Endlich war es auch die Wissenschaft, welche ihn oben hielt: die Welt des Mittelalters, obwohl die Forschung in ihren Fundgruben ihm großentheils den poetischen Apparat gab, wurde ihm eben durch die Forschung zu sehr Gegenstand, um ihn unfrei zu bannen.

Doch es ist wahr, was von einer Grundlage gesunder Nüchternheit gesagt ist, soll auch einen Mangel ausdrücken.

Alles hat ja zwei Seiten und es ist kindisch, schlechthin zu loben oder zu tadeln. Man hat bei Uhlands Poesie ein Gefühl wie von einem spröden Metallkorn, das schwer in's Klingen gebracht wird. Ich muß den Ausdruck „ungeschüttelt, ungelockert" wieder aufnehmen. Es ist eine schwere Glocke, die nicht leicht anschlägt; ist sie aber erst im Schwung, so ertönt runder, voller Glockenklang. Uhland hat nichts Blitzendes, er beleuchtet stet, ruhig. Denkt man an Farben, so führt er wenig Roth, meist Blau; an eine Quelle, so führt er wenig Salz specifischer Mischung, ist reines, krystallhelles Wasser. Versteht man unter geistreich etwas Springendes, so wird man ihn lieber geistvoll nennen. Doch nicht, als ob er, wenn sein Metall im Schwingen und Klingen ist, immer im schweren Ernste sich bewegte; nein, er kann auch graziös, schalkhaft, leicht, schwebend sein, — man denke nur, um vom stärker Humoristischen hier noch nicht zu reden, unter reichen andern Beispielen an das holde Gedicht: Merlin der Wilde! Ich erinnere mich des Tages wohl noch, als er die köstliche Speise frisch aus dem Ofen in den Hörsaal brachte und uns vortrug! In den Stunden, wo der Puls seines Talents voll und ganz schlug, hat er Vollendetes, Absolutes geschaffen. Es ist ungerecht, wenn man in seiner Beurtheilung vom eng Gemüthlichen ausgeht; das mag man nachschicken, nachdem man gesagt hat: Uhlands gelungenste Dichtungen stehen im Mittelpunkte des Schönen, sind ewig, werden auf Menschenlippen mit Entzücken treten, so lange Menschenherzen schlagen. Ich greife recht mit Absicht eine ganz kleine Perle heraus, nur eine Strophe: „O brich nicht Steg, du zitterst sehr" — — —; so lang es auf der Welt noch eine bange Erwartung der Liebe gibt, so lang noch ein

Liebender mit klopfendem Puls in die Arme der Geliebten eilt, er wird im Innern sprechen: der hat's gewußt, der hat's gesagt, der hat mir's vor der Zunge weggenommen.

Allerdings nicht immer schlägt die Ader voll und ungehemmt, nicht immer springt aus dem Stoff, den Uhland angreift, der weithin leuchtende Geistesfunke. Da und dort begegnet uns Gewürzloseres, Matteres, allzu Einfaches. Hier aber ist es, wo unser Satz von den ergänzenden, in die Lücke tretenden Kräften uns wieder zu gute kommt. Das Genie ist in gar manchen Größen und Mischungen der Gabe unter die Menschen vertheilt. Es gibt ein lückenhaftes Genie, einen unterbrochnen Puls; da fragt sich dann, was zum Vorschein kommt, wo der Dichter keinen oder nur kühlen Besuch des Genius empfangen hat und doch dichtet. Nichts Anderes natürlich, als seine anderweitige menschliche Natur. Wo Schiller nicht ganz Dichter ist, da ist er immer noch der große, feurige Rhetor, der Herold universaler Gedanken; wo Heine es nicht ist, da ist er das gemeine, blasirte Subjekt, da fühlt sich die reizende Nachlässigkeit seiner Form als aufdringliche Liederlichkeit, wo aber Uhland nicht mit voller Gunst der Minerva dichtet, da ist immer noch der wackere Mann, der kerngesunde Mensch auf seinem Platz und da erfreut und befriedigt uns immer noch die vollendete Form: eine Seite, die im Weiteren ausdrücklicher zu besprechen ist. „Kein Talent, doch ein Charakter" heißt es im Atta Troll; von Heine gilt: ein Talent, doch kein Charakter; es ist aber doch nicht so übel, wenn Einer ein Talent und ein Charakter ist, denn da hat er, wo das Talent ihn verläßt, noch etwas Rechtes in der Reserve.

Uhland war sich dessen bewußt, daß er sich nicht häufiger ganz wohlgelaunter Besuche der Muse erfreue; das eine und anderemal hat er sich nun wohl getäuscht, hat nicht genau in ihre Züge gesehen, ob sie ganz frei und hell seien; aber im Ganzen und Wesentlichen hat er sich zum strengen Gesetze gemacht, nicht ohne Stimmung zu dichten, und hat aufgehört, als er fühlte, daß die lyrische Muse eine Freundin der Jugend sei. Dichter, die zwischen Reflexion und Phantasie getheilt sind, werden viel fruchtbarer sein, viel länger dichten, vollends wenn ungemeine Fertigkeit in der Form dazu kommt, wie bei Rückert. Ein schöner Gedanke ist, nur einen glücklichen Kopf vorausgesetzt, leichter zur Hand, als ein Ganzes, das nicht durch bloße Gedankenbeziehung, sondern an sich und selbstständig schön ist. Das Leben bringt unendlichen, immer neuen Stoff, mit ihm immer neuen Reiz geistreicher und witziger Beleuchtung, feiner Gedankenspitzen; ein Dichter, der von der Betrachtung ausgeht, ist immer versorgt, versehen, wird in immer neuen Wendungen das poetische Band um die reiche Erscheinungswelt schlingen. Auch Uhland hat eine epigrammatische und — das Wort im alten Sinne genommen, wo es überhaupt die Poesie des betrachtenden Rückblicks bedeutet — elegische Ader; sie ist aber nicht genährt von Philosophie oder philosophischer Neigung, in's Weite zu blicken und ausgesprochener Maßen das Allgemeine an's Einzelne zu knüpfen; so finden wir, wo er auf gedankenhafte Beleuchtung zielt, nicht die weit spannenden Ideen Schillers, aber er bleibt näher am Gegenstand, also specifisch poetischer. Das Köstlichste vielleicht unter dem Epigrammatischen ist: „Verspätetes Hochzeitlied.“ Hier springt der Gedanke mit der Raschheit des

ächten Epigramms heraus; in großartige Anschauung, in milde, tiefe Empfindung versenkt er sich in den drei kleinen Meisterstücken: Tells Platte, Auf den Tod eines Landgeistlichen, Schicksal. Elegien aber besitzt die deutsche Literatur keine schöneren, als: Die Kapelle und Auf der Ueberfahrt. Wo er symbolisch dichtet, fühlt Uhland Bild und Sinn so innig zusammen, daß jeder Frost des bloß äußerlichen Aufeinanderklebens fern bleibt; poetischer vielleicht nirgends, als in der „Münstersage;" frei und leicht steigt die erhabene Idee aus der gegebenen Anschauung in der „Ulme zu Hirsau;" die Allegorie in der „Verlornen Kirche" wird lebendiger Traum; Dornröschen wird parodirt im „Mährchen," aber wie schlagend, wie überzeugend ist diese Verwandlung zum Sinnbilde der deutschen Poesie! Die „Bildsäule des Bacchus" ist lehrend und doch ganz objective Erzählung. — Uhland ist Lyriker durch und durch. Alles geht vom Anstoß einer bestimmten Lebenssituation oder des gegebenen Eindrucks aus, welchen ein Stoff aus den durchforschten Quellen der Sage und Geschichte ihm bringt. Der Zufall ist hier das Gesetz und genau dieß ist das Rechte; die innere Einheit im Zufälligen ist ja der Dichter selbst. Uhland setzt sich nie hin mit dem Vorsatz, ein Gedicht zu machen, er sieht zu, bis ein Stoff kommt, der ihn mit dem Zauberstabe der Stimmung trifft. Der Empfindungszustand des Moments und in diesem einzelnen Empfindungszustand das menschlich Wahre, Allgemeine, ewig Gültige: dieß bringt er uns und dahin erhebt er uns. Das Empfundene ist, wie in aller Poesie, unmittelbar eigene Herzenserfahrung oder es ist fremder Zustand, in den sich der Dichter selbst erst versetzt. Natürlich muß dieß Fremde sich

als Verwandtes, menschlich Rührendes so darbieten, daß er ungesucht das eigene Gefühl hineinlegen kann; es ist doch auch hier der Dichter selbst, nur in einer Maske. Aber die Maske soll nicht fadenscheinig sein, sie muß überzeugen, sie muß Wahrheit haben. Fähigkeit, sich und uns in Anderes zu versetzen, was nicht unmittelbar der Dichter selbst ist und nicht wir selbst sind, ist noch mehr ein Merkmal des Poeten, als Fähigkeit, seine unmittelbar eigenen Empfindungen in uns überzutragen. Da gilt es ja nicht nur Stimmung, sondern auch Zeichnung, Darstellung, Gestaltung und alle Kunst, die Musik ausgenommen, soll ja unserem äußern oder innern Auge Gestalten zu sehen geben. Uhland ist mit dem schauenden Dichterauge, der festen Zeichnerhand in den Grenzen des Lyrischen nicht minder gesegnet, als mit dem Gefühl des Zustands, der Fähigkeit der poetischen Versetzung in fremde Existenzen und ihre Stimmung, und hiemit ist er als Dichter documentirt. In ebnerem, leichterem Fluß und Tausch rinnt natürlich das eigene Empfinden in die Natur über, als in die geschlossene menschliche Daseinsform. Es ist aber dem lyrischen Dichter eigen, daß er sich vorzüglich in der tiefen, dunkeln, innigen Symbolik bewegt, wodurch wir in der Landschaft, in Licht und Luft unsere eigenen Stimmungen wiederfinden, uns mit ihrem Leben in Eins fühlen. Gleich das erste Gedicht der Sammlung, „Des Dichters Abendgang," zeigt uns den Eingeweihten, der Wundergebilde schaut im Glanze der sinkenden Sonne; Uhland ist, wenn je ein Dichter es war, der Zauberer, dem die Natur erklingt und geistig Geheimniß verräth, Wunderschätze unsagbarer Ahnung aufdeckt; er hat uns Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Berg

und Thal, Wald und Wiese, Fluß und Wolke, Sonne und Mond mit himmlischem Licht übergossen. Fragen wir aber nach den Proben der stärkeren Zaubermacht, derjenigen, womit der Dichter sich und uns in Gestalt und Moment fremden Menschenlebens versetzt, und bezeichnen wir zunächst den allgemeinen Charakter, Hauch der Zustände, das Element, die Atmosphäre durch den Ausdruck: Ton, so wird uns jeder Unbefangene zugeben: der einfache Uhland ist keineswegs arm an Tönen; nicht nur in der eisernen Ritterwelt des Nordens ist er zu Hause, sondern auch im Orangenduft Spaniens und Südfrankreichs. Der Bauer, der Bürger ist ihm vertraut wie der Vornehme und der Fürst, ja vertrauter natürlich. Er ist nicht so engherzig, nicht auch einmal mit dem Leichtsinnigen, dem liebenswürdigen Lumpen das Kleid zu tauschen, mit dem Thörichten, dem Philister, dem Ungeschickten, dem Hans Unstern, dem armen Teufel lächelnd Arm in Arm zu gehen, gut deutsch oder, wenn man will, süddeutsch setzt er sich mit sichtbarem Behagen unter die lärmenden Zecher, und warum nicht auch einmal vor die dampfende Sauerkrautschüssel? Da kommen dann Momente, wo wir sehen wollen, ob der Dichter so recht hört, wie es hergeht, klingt und rauscht. Die beiden „Trinklieder" allein schon sind volle Probe von diesem sich Hineinfühlen; das erste macht ordentlich Durst, das zweite zwingt uns, in diesem Saus und Braus, diesem übersprudelnden Kraftgefühl mitzuschwärmen. Es mag ein sehr bescheiden gewähltes Beispiel scheinen, wenn ich auf die zwei Verse in der Ballade „Nothhemd" verweise, wo die Spindel tanzt, als wäre der Satan in sie gefahren, in dessen Namen die Spinnerin ihr dunkles Werk vollführt, oder im „Glück

von Edenhall" auf den zuerst milden und tiefen, dann immer volleren und endlich donnerartigen Klang des Krystalls. Nach meiner Ueberzeugung reichen diese Verse hin, einen Dichter auszuweisen, und doch verhält sich dieß Alles zur bestimmteren Zeichnung nur wie zu einem Bildniß der Grund, auf den es gesetzt ist. Schlacht, Jagd, Turnier, Seefahrt, Bewegung, Gebärde, Ruhe und Aufregung: Alles zeichnet er mit ein paar Strichen scharf, bestimmt; er hat es gesehen, er zwingt auch uns, es zu sehen, und das begleitende Wort trifft mit Einem kurzen Schlag den Nagel auf den Kopf, das Innere glüht durch die Erscheinung heraus, sie ist durchsichtig, der Charakter ist fest und sicher hingestellt.

Diese Versetzungsfähigkeit hat jedoch ihre Grenze. Uhland vermag sich nicht so weit auseinanderzulegen, als das Drama fordert. Man bedenke nur das Eine: der Dramatiker muß vermögen, auch dem Zerrissenen, dem Schlechten, dem Frivolen Gründe zu leihen. Vor Allem dem Zerrissenen, denn ohne innern Conflikt ist kein Drama möglich und der innere Conflikt bringt mit sich die Sophismen der Leidenschaft, die Dialektik der Beschönigung, die ausgiebige Beredtsamkeit in Handlung und Gegenhandlung. Momentan, im Lyrischen, mit den Lebensformen zu gehen, die seinen eigenen fern liegen, das gelingt unserem Dichter, aber zu ganzen Charakterschöpfungen, deren Züge seinem braven Wesen entgegengesetzt sind, zu entwickelten Bildern der Leidenschaft, deren Labyrinth seine eigene reine Seele mied, dazu reicht es nicht, dazu ist er zu ungebrochen, zu sehr auf das altdeutsch Gediegene und Biedere gestellt, hat zu wenig gezweifelt, ist zu unberedt. Beredt und schön sind die lyrischen Stellen in seinen beiden Dramen, welche

Liebert sehr richtig entwickelte Balladen nennt. Sie sollen nicht verkannt werden, diese hohen Bilder der Treue; sie werden in alle Zeit der Nation ihre ächtesten Züge mit mannhaftem Aufruf entgegenbringen, aber es fehlt ihnen die dramatische Dialektik. Hier findet denn, was wir von Mangel an Verneinung gesagt haben, einen weiteren erklärenden Beleg. Mir scheint, um ein Drama zu schreiben, muß man anders in sich gekämpft, in die Irrgänge der argen Welt, aus denen ein Mensch nicht leicht ohne Schuld sich zieht, tiefer geblickt haben, als dieser Mann mit seinem einfach geraden, in dieser Beziehung zu weltlosen Lebensgang. Niemand wird so abscheulich sein, mir dieß Wort so herumzudrehen, als riethe ich dem Dichter: stürz dich in die Leidenschaft, begehe Schuld, so wird es deiner Poesie zu gute kommen! Shakespeare's Sonette beschönigen wahrlich nicht die labyrinthischen Wege seiner Jugend, aber sie weisen auf die Erfahrungsquellen, aus denen seine Welt- und Seelenkenntniß schöpfte. Goethe hat frühe Schuld der Jugend bitter gebüßt in der Lohe der Gewissensqualen, aber er ist nirgends so dramatisch, als da, wo er diese peinvollen innern Erlebnisse in gegenständlichem Bild niederlegt, vor Allem im Faust; Mephistopheles, den Niemand erfinden konnte, der nicht tief in die Abgründe des Lebens eingeweiht war, will ich dabei nicht einmal nennen, denn den macht ihm freilich Niemand nach.

Ich habe es bis hieher aufgeschoben, eine Seite der Versetzungsfähigkeit aufzuschlagen, wodurch Uhland ganz einzig dasteht, denn sie soll uns dienen, wiederum zu zeigen, wie wir überall auf eine Kraft stoßen, nachdem wir einen Mangel wahrgenommen: es ist seine reine und volle Aneignung des

Volkstons. Das Volkslied, treu in seinem Charakter, bis zur Täuschung, und doch gereinigt im gebildeten Bewußtsein des Dichters, darin hat es ihm in solcher Fülle Keiner nachgethan. Wer ein Ohr hat, der hört, wenn er den „treuen Kameraden" liest, sogleich das Echo im Thal, die Antwort auf Stimmen junger Bursche, die, sich an der Hand fassend, mit rother Weste, Lederhose und pelzbesetzter Kappe am Sonntag-Abend hinausziehen und in gezogenen, schwermüthigen Tönen das Lied in die milde Luft hinaussingen, nicht ahnend, daß ein Mann in feinem Rock und mit schwarzem Cylinder das gedichtet hat, aber freilich ein Volksfreund, dem diese Versetzung die natürlichste von allen war.

Die Kraft, zu zeichnen und sich in Zustände zu versetzen, und das reine Gefühl des Volksthümlichen haben in ihrer Vereinigung den Meister der Ballade gebildet. Doch an dieser Stelle darf vor Allem nicht länger gezögert werden, die bis jetzt nur vorläufig erwähnte Meisterschaft in der Form näher in's Auge zu fassen.

Es war, meine ich, Strauß, welcher Uhland den Classiker unter den Romantikern genannt hat um des reinen Einklangs willen, in welchem Form und Inhalt bei ihm stehen. Das formelle Element war in der romantischen Schule von Anfang an stark vertreten, aber es gelangte über dem nebligen Inhalt nicht zu richtiger Geltung; dagegen fand es gesondert von der hervorbringenden Poesie sein Bett in der Uebersetzung, in der vielseitigen Aneignung fremder Schätze der Literatur mit ihren Versformen. Wilhelm Schlegels große Verdienste sind bekannt. Auf die eigene Dichtung schlug dieses Sammeln aus fremden Gärten, namentlich aus den verschlungenen

Reimstrophen der romanischen Völker, freilich als eine Neigung zum wälschen Geklingel zurück. So mischten sich seltsam zwei grundverschiedene Welten: das dunkle, tiefe, herbe, naive Nordische mit dem einfachen Tone des deutschen Volkslieds und das Süße, Weiche, Bunte, Kunstreiche des Südens, der Italiener, Südfranzosen, Spanier. Auch Uhland bewegt sich in beiderlei Luft: neben deutschen Formen mit deutsch gefühltem Inhalt Stanzen, Sonette, Octaven, Glossen mit entsprechender Stimmung; der Distichen nicht zu gedenken, in die er gern den Sinnspruch kleidet, denn die classische Form ist ein neutrales Feld, sie hat ungefähr die Bedeutung gewonnen wie das antike Gewand, zu welchem nicht nur der Bildhauer, auch der Maler, den wir beziehungsreicher mit dem Dichter vergleichen können, als zu einer rein menschlichen, allgemeingültigen Idealform muß greifen dürfen. Wird nun Jedermann fühlen und gestehen, daß er Uhland lieber in deutschen Weisen vernimmt, so wäre es doch sehr eng und kleinlich, grob teutonisch, ihm das Ohr zu verschließen, wenn er die wälsche Harfe anschlägt und so liebenswürdig, so reizend, so schalkhaft und wieder so rührend wehmüthig sie ertönen läßt; ich nenne statt vieler Beispiele nur die Gedichtreihe „Sängerliebe“: welcher wunderbare Seelenklang, welche sanfte Klage, welche reine Erhebung in der Wehmuth geht durch diese trochäischen Romanzen! Doch das ist es eigentlich nicht, wovon ich hier sprechen wollte; Uhland ist sich durch alle verschiedenen Töne in Einem gleich und dieß ist die reine Gesetzmäßigkeit, in der Fülle die Sparsamkeit, die kein Wort zu wenig, keines zu viel sagt, die Knappheit, die niemals Dürftigkeit ist, das reine Entsprechen von Maß, Accent,

Reim und Stimmung, Inhalt, kurz das Vollendete, das Classische. Der Leser und Hörer hat das Gefühl der Zweckmäßigkeit im höchsten Sinne, der reinsten Befriedigung, das Gefühl, daß es nicht anders sein könne. Alles trifft zusammen, paßt, klappt. Das ist natürlich auch dem Begabtesten nicht im Traume gegeben. Uhland hat sich eine strenge Zucht aufgelegt, bis er es errang, seine kernigen Stämme so rein zu zimmern, daß nirgends mehr Spähne daran hängen, bis die Sache selbst so objektiv, so frei von aller Zuthat und Willkür dastand. Wie Viele ließen und lassen sich durch das Talent des Gehörs, der Accent- und Reimauffindung zum Ueberflusse verführen, ja überhaupt zum Dichten von außen nach innen, statt von innen nach außen! Ich meine mit Letzterem jene eigenthümlich organisirten Naturen, denen nicht immer, aber häufig die wirkliche poetische Stimmung, die den Inhalt bringt, an Sylbenmaß und Klang, an eine innere Gehör- und formelle Künstlerfreude anschießt. Nicht sagen will ich, Rückert und Platen, in welchen jenes formelle Element, das ursprünglich zum Charakter der romantischen Schule gehört, ganz an den Tag tritt, seien mit dieser Auffassung erschöpft; sie haben gezeigt, daß sie Stunden ächter, von innen heraus wirkender, inhaltvoller Begeisterung hatten, man bemerke auch wohl, daß ich nicht von reinem, leerem Formalismus spreche, aber damit wird es doch seine Richtigkeit haben, daß uns vielfach das Gefühl dieses umgekehrten geistigen Prozesses bei ihren Dichtungen überschleicht. In ihrer ungemeinen Formfertigkeit ist dann das Einheimsen poetischer Blumen aus den Gärten aller Völker und Zeiten mitbegründet, durch sie vorzüglich wird die deutsche Poesie universalistisch: eine Kraft und eine Schwäche,

ein Glück und ein Uebel zugleich. Uhland steht nun zwischen der knochenlosen Willkür der ersten Gruppe von Romantikern und zwischen diesen correkt formgewandten Ausläufern der Schule als die rechte gesunde Mitte, als ein fester Fels von compaktem Gestein, um den von zwei Seiten die Wellen spielen. Er greift hinüber nach Formen des Auslands, aber er bleibt national (eben auch in der Form, denn die deutschen Strophen herrschen); er hat Virtuosität, aber es wäre falsch, ihn einen Virtuosen zu nennen. Diese Virtuosität ist errungene Fertigkeit auf Grund einer ausgezeichneten Naturanlage, einer ungemeinen Sicherheit des poetischen Instinkts. Sehr stumpfen Nerv müßte haben, wer nicht fühlte, daß ihm mit der inhaltvollen Stimmung ganz unmittelbar, mit innerer Nothwendigkeit die entsprechende Form anklingt; oder wird Jemand glauben, daß ihm der rhythmische Gang, dieser energische Tritt, und die Klangfarbe der Reime im „Glück von Edenhall" nachträglich eingefallen ist? Oder umgekehrt, daß es ihm einmal einfiel, ein Gedicht hindurch auf — all zu reimen, und daß er sich dazu eine Sage von einem zerbrochenen Krystall suchte? Zu bewundern ist Uhland insbesondere, wo ihm das Gefühl des Inhalts kurzzeilige Strophen eingibt; wie mühelos erscheint da das schwere Werk, als wäre es von selbst geworden! Man nehme nur aus dem „Mährchen" die Strophe: „Lange, lange Lehrgedichte — — — — mit Tanzbelustigung," aus der „Reise durch Deutschland" die Strophe: „Ich ging zur Tempelhalle — — — — Ein Buch der Könige sei," wie läuft das! Wie rollt sich das ab! Wie ohrgerecht und mundgerecht ist das!

Uhland ist in so breiter Ausdehnung ein Liebling der

Nation geworden, weil seine Dichtung nicht bloß Lesedichtung ist. Der Gesang ist der Weg, durch den sie an das Herz des Volkes gelangt und gewachsen ist. Ihr musikalischer Charakter ist aber eben in der Vereinigung des Stimmungsvollen mit der reinen Angemessenheit und classischen Sparsamkeit der Form begründet. Sie gibt im Klang das Grundgefühl, sie reizt dadurch von selbst zur Entwicklung im musikalischen Ausdruck und sie greift dieser Entwicklung nicht vor, weil sie nicht meint, Alles sagen zu müssen, weil sie ahnen läßt.

Die Balladen waren es, die uns auf die Form führten, denn sie am wenigsten können gewürdigt werden, bevor man die Meisterschaft Uhlands nach dieser Seite sich klar gemacht hat. Hat nun hier die Fähigkeit, sich in Anderes zu versetzen, das Höchste erreicht, dessen sie in dieser Dichternatur fähig war, so begegnet uns hier abermals eine schöne Entschädigung, ein Ersatz für eine Lücke: es ist objektive Geschichte mit ihrem Wechsel, ihrem Reichthum, wodurch ein gewisser Mangel an innerer, subjektiver Geschichte sich ergänzt. Als Balladendichter rückt Uhland, dieß ist oft gesagt, unmittelbar neben Goethe. In der volksthümlichen Form haben wir von diesem streng genommen nur zwei reine Exemplare: den „König von Thule" und den „Fischer" (der Erlkönig ist bekanntlich eine Nachbildung), von Uhland eine Reihe; die markigen Bilder aus der württembergischen Geschichte, die Manche lieber Rhapsodien nennen, dürfen wir dazu rechnen. Und Niemand wird behaupten, daß jener Ton des ungesucht veredelten Volkslieds, wie Goethe zuerst — denn Bürgers „Leonore" leidet an bekannten Flecken — ihn angeschlagen hat, bei Uhland minder rein, minder zart erklinge; daß er oft genug stärker erklingt,

das soll ihm nicht vergessen sein, wenn wir ausdrücklicher auf den innern Charakter eingehen. Aber Uhland ist nicht weniger vollendet in Balladen, die ganz der Kunstpoesie angehören, d. h. im Geiste des gebildeten Bewußtseins gedichtet sind, sofern es sich nicht in den Volkston versetzt; diesem Elemente gehören neben den Balladen die Romanzen an. Nennen wir hier von Balladen einzig: „Der Waller, Bertram de Born, Ver sacrum, Tells Tod," so kann man vielleicht sagen, es fühle sich hier nicht der zart vibrirende Nerv wie in der „Braut von Korinth" und „der Gott und die Bajadere;" aber Juwelen sind es doch wahrlich, herrlich genug, um unserem Dichter seinen Platz nahe bei Goethe zu bewahren.

Doch nicht nur in den epischen Formen der lyrischen Poesie, auch in den rein lyrischen steht dem, was im Volkstone gedichtet ist, dem Lied im engeren Sinn, eine reiche Fülle von Gedichten gegenüber, die dem Idealgebiete der Kunstpoesie angehören, oder vielmehr natürlich: des Letzteren ist ungleich mehr. Die feine Dame, wenn nur ihr Sinn richtig bestellt ist, der gebildete Mann schöpft reichlichere Labung aus Uhland, als der Jägerbursch, das Bauernmädel, die seine schlichtesten Balladen singen. Nicht minder wirthlich ist der Tisch gedeckt für die, welche zwischen beiden stehen, für den Bürgerstand, dem eine gesunde Mitte von naivem Ton und gehobenem Bewußtsein zusagt. Solche Dichtungen, wie „Wein und Brod" und die „Wanderlieder" sind nicht Volkspoesie, können auch nicht im Gegensatz als Kunstpoesie bezeichnet werden: sie sprechen den Gebildeten volksthümlich an, den einfachen Mann im Sinn höherer Idealität. Kurz: der Gegensatz der Stände ist in Uhland ausgeglichen, darum

ist er in so ausnehmender Weise populär. Eigenthümlich aber ist ihm der Mangel an Gedichten des höchsten, trunkenen Schwungs, die wir mit Einem Wort Hymnen nennen wollen. Solche poetische Formen wie Goethe's „Meine Göttin, Prometheus, Ganymed, Grenzen der Menschheit, das Göttliche" kommen nicht bei ihm vor. Hiefür ist er zu realistisch; der Ton ist ihm zu übersinnlich. Wiederum aber entschädigt er: er hat doch eine Form des höchsten Pathos; sie knüpft sich an bestimmte Forderungen, an die politischen, sie bricht hervor, wo es gilt, im erhabensten Ernste zu mahnen; da erschallt seine Stimme mit Posaunenton; er sagt wohl: „Nicht so wie ich es künden werde, nein! himmelkräftig, donnergleich," aber das Geisterwort, dessen Gewalt er nicht zu erreichen glaubt, ist ja doch sein eigenes.

Wir haben noch nicht in bestimmter Unterscheidung von Art und Umfang des Inhalts gesprochen, der sich in Uhlands Gedichten aufthut; von Stimmungen, poetischen Tönen, Farben wohl, aber nicht ausdrücklich vom inneren Charakter, von der Weltanschauung und den Gegenständen, die sie umfaßt. Das politische Pathos, auf das wir so eben hingeleitet waren, führt zu dieser Schlußbetrachtung. Ich versuchte zuerst, mit einigen Zügen den Menschen zu zeichnen, wir müssen noch zusehen, wie er aus dem Dichter herausleuchtet, und wir wollten dieß nicht früher, als bis uns der reine Künstlerwerth des Dichters gesichert war; jetzt mögen wir erkennen, wie unbeschadet dieses selbstständigen Werths hier mit wohlthuender Klarheit und seltener Durchsichtigkeit aus dem Krystall der Poesie und seinen prismatischen Farben „als Einheit im Zerstreuten des Dichters ganz Gemüth" hervorscheint.

Die romantische Welt, in welcher sich Uhland größeren Theils bewegt, wurde im obigen Zusammenhang einmal kurzweg als dichterischer Apparat aufgefaßt, zu den poetischen Masken geschlagen. Dieß scheint zu leicht genommen, ist es auch in gewissem Sinn. Uhland muß sich geraume Zeit nicht klar gewesen sein, wie die romantische Schule das Ideal mit der Erneuerung des Mittelalters, den reinen Blick in's Weite, Hohe mit dem rückwärts gewandten Gesicht verwechselte; ein äußeres Zeichen davon sind die alterthümelnden Wendungen und Sprachformen, die in den früheren Balladen immerhin an Manierirtheit streifen. Allein auch da war der Instinkt schon sicherer, als das Bewußtsein. War ihm das Mittelalter nicht bloß eine Fundgrube, die ihm die Gestalten, Lebensformen, Situationen, Phantasievorstellungen lieferte, an die sich ewig wahre, allgemeingültige menschliche Empfindungen, wunderbare Ahnung, tiefes Grauen, Freud und Leid, schwere Wehmuth und leichter Scherz frei und unbefangen knüpften, sehnte er sich wirklich nach dieser helldunkeln Zeit zurück, so war doch das, was ihm am meisten an ihr gefiel, die derbe Kraft und die entschlossene That. Dieß genau ist es, was ihn auch in einem Stadium erkennbarer Befangenheit von den Romantikern der ersten Phase unterscheidet, die vom Mittelalter alles Weiche und Phantastische herübernahmen, nur sein Mark und seine Knochen nicht. Er nimmt es im Nibelungengeiste, er gräbt seinen Granit aus und behaut ihn mit kräftiger Faust. Daher läßt man sich von dem Dichter, welcher uns später den freien Bauern auf dem Hügel zeigt, der auf der Bank vor seinem Haus zufrieden seine Sense dengelt, während unten im Teich eine funkelnde Krone liegt,

nach der Niemand sucht, die Ritter, die Könige und Königsöhne und Kaiser so gerne gefallen; über dem Metallklang ihrer Thaten konnte er vergessen, wie es dazumal Bürgern und Bauern erging, über Eberhards des Greiners Tapferkeit und mannhafter Selbstbeherrschung die Niederlage einer freien Stadt und mit ihr das Ringen der Städte nach der Form, die wir in der Schweiz verwirklicht sehen, nach Bündnissen freier Gemeinden, woran doch in Wahrheit sein Herz hing. Das Ritterliche ist ihm Bild einer vorgeschichtlichen Heldenzeit, da nimmt er es nicht kritisch mit der Wirklichkeit. Wir werden auf diesen Zug der Kraft zurückkommen. Die Religion des Mittelalters hat ihm nie die poetische Freiheit des Gemüths bestrickt. Bedenklich könnte man bei dem Gedichte „Die verlorene Kirche“ werden, so schön es ist; doch nein, weil es so schön ist, braucht man nicht bedenklich zu werden; es bedarf nur eines leichten Rucks, so ist der geistige Dom nichts mehr und nichts weniger, als das Ideal, und nichts sieht darnach aus, als hätte der Dichter je Lust haben können, uns und sich im Nebel der Weihrauchwolken um das Gut unserer protestantischen Bildung zu betrügen. Hängt er ursprünglich mit einer gewissen Naivetät an der feudalen Zeit, so kommt uns nur zu gute, daß er sie nicht ironisch als Mittel verwendet, eine Welt dämonisch wilder Reize aus ihr spielen zu lassen, wie Heine, der die Romantik, indem er sie auflöst, noch als Garderobe verwendet oder vielmehr als Garderobe so verwendet, daß er sie zugleich auflöst. Aber Uhland hat eine Entwicklung gehabt; mehr und mehr ist ihm das Mittelalter und sein Glaube freies Motiv geworden, um rein menschliche Wahrheit, rein menschliches Seelenerlebniß

auszusprechen. Der schönste, ein wirklich herrlicher Beleg hiefür ist sein „Waller.“ Das ersehnte Wunder geschieht und geschieht nicht; der Tod ist es, der den armen Büßer befreit, er selbst sieht in der ausgegossenen Rosengluth des Himmels Maria zum Himmel schweben, und die entzückte Täuschung, daß nun das Wunder geschehe, bewirkt das Wunder, denn ob die Eisenfessel ihn noch umschließt, frei ist schon die Seele, schwebet in dem Meer von Licht. Wir glauben die Täuschung, theilen sie, die zwei herrlichen letzten Verse, dieses wunderbare Verklärungsbild des golden glühenden Abendhimmels zaubern uns ganz hinein und wir sind doch rein poetisch getäuscht und darin ganz frei: dieß heißt, das romantische Motiv in ein rein menschlich Schönes umbilden, dieß ist ächte Bewahrung und zugleich Auflösung der Romantik.

Mag man jede Sehnsucht aus dem Wirklichen in's Unwirkliche und Leere, mag man die Sentimentalität ebenfalls zur Romantik ziehen, so ist nicht zu läugnen, daß Uhland eine Periode gehabt hat, wo er auch in diesem Sinne noch romantisch befangen war, und er ist sich dessen bewußt geworden: „Anfangs sind wir gar zu kläglich, strömen endlos Thränen aus, leben dünkt uns zu alltäglich, sterben muß uns Mann und Maus.“ Es ist nun freilich um das Sentimentale keine so einfache Sache; wir werden die Sehnsucht, auch die Sehnsucht nach dem Tode nicht aus der Poesie streichen wollen, mindestens werden wir sie nur dann verurtheilen, wenn sie permanent, wenn die Pflege der Wehmuth zum Cultus wird. Neigt das deutsche Wesen überhaupt zu diesem Zuge, so ist er besonders dem schwäbischen eigen, es hat einen trüben Hang zur Tiefe, einen starken Zusatz von Melancholie.

Bei Schiller liegt hart neben dem starken Pathos, dem männlichen Geiste der Wirklichkeit, des Staats, der Geschichte der weiche, weibliche Gefühlszug, Hölderlin ist ein griechischer Werther, ein Werther, dessen Geliebte die griechische Vorzeit ist, verlobt, wie Lotte, aber dem Unwiederbringlichen; Uhland aber verschmachtete nicht um die ebenso versagte Dame Mittelalter, in ihm schlug als heilsame Gegengabe der Geist der Realität im Humor durch, mit dem der Schwabe zum Trost für seine Melancholie beschenkt ist. Er liebt, wie sich erwarten läßt, die volksthümlich derbere Gattung, ohne auch darin je schwer und breit zu werden; mag er als Trinker schmachten, das unselige Wasser nie wieder, nicht laut und nicht leise, zu nennen sich verschwören, jubeln, lärmen, mag er sich zur schwäbischen Metzelsuppe behaglich niedersetzen, als Ritter den Schwabenstreich auf den Türken führen, heitere Bauernregel predigen, zusehen, wie sich Hans und Grete foppen, die breitschulterige Kraft, die Sinnlichkeit, der Muthwille befreien sich immer im leichten und schwebenden Spiele von der Erdenschwere des Stoffes. Er kann recht schalkhaft werden, scheert sich als Dichter den Teufel darum, was die Gouvernantin Y und die Betschwester Z zum „Grafen von Eberstein" sagen mag, er kann zierlich scherzen, mit den tanzenden Elfen das Erdenkind necken, geistreich den Recensenten, den Pedanten, die Bundschmecker verspotten, er kann als armer scheidender Bursche, dem Niemand den Rock zerreißt, den Niemand in die Wange beißt, dem's aber von Einer weh thut, als Leidtragender um den verhungerten Poeten oder den armen Hans Unstern, unter Lächeln weinen, er entzückt uns, wenn er uns das schöne, im Instinkt seiner Königs- und Helden-

geburt zugreifende Kind im geflickten Bettlerröckchen als Retter der verstoßenen Mutter vor's Auge führt. Nur den plötzlichen Riß durch die Saiten und das gellende Lachen hintendrein, wie der Weltschmerz, die Zerrissenheit es liebt, dürfen wir, versteht sich, nicht bei ihm suchen. Nun wäre es gewiß beschränkt und geistlos, dem Humor sein Feld auf gewisse Contraste eingrenzen, die wilderen und wildesten ihm verbieten zu wollen, aber daß diese Linie haarscharf an dem Abgrund hinläuft, aus dem ein widerlicher Geruch wie von cremor tartari aufsteigt, das wissen wir und lassen uns daher den „zahmeren" Humor herzlich gern gefallen.

Uhland rafft sich aber noch auf anderem Weg aus der unbefriedigten, matten Sehnsucht. Sein Kraft- und Thatgeist muß noch einmal aufgenommen werden, positiv, nicht nur beziehungsweise in der Beurtheilung seiner Romantik wie vorhin. Uhland ist ganz Mann, in Eisen gerüstet, mit blankem Stahl umgürtet. Ihm ist es wohl bei dem Muthigen, der das Schwert zieht und zuhaut, wohl im Brausen der Schlacht unter dem Wiehern der Rosse, im Turnier, wo die Lanzen splittern, beim jungen Siegfried, der den Ambos in den Grund schlägt, dem Königssohne, der den Löwen besiegt, den Drachen faßt und entzaubert, dem Normannen, der in seinem Leben nie erschrack, vor Gespenst so wenig, als vor Mensch. Wir wollen, versteht sich, kein Kraftgeprahle, aber wir wollen auch nicht wohlweise gegen bloß physischen Muth, bloß physische Kraft deklamiren. Für den Inhalt, den geistigen Zweck ist ja sonst und auch unter den Schwertschlägen bei Uhland hinreichend gesorgt, aber Kraft und Muth ist auch für sich etwas und nicht wenig. Das ist eine heilsame Stimmung, wo es

uns zu Muthe wird wie jenem im Mährchen, der nicht erfahren konnte, was Gruseln ist, und ein Volk, das aus einem thatkräftigen bald ein bloßes Kulturvolk geworden war, mag seinem Lieblingslyriker für das Eisen danken, das er seinem versessenen Blute zugeführt hat; er thut uns recht gut, der männliche Uhland neben dem weichen Goethe, dem die Gröbe der That unheimlich ist. Er liebt auch das Grauen; man muß gestehen, daß er es nicht immer motivirt, wie in den Balladen „Rothhemd“ und „Rache,“ wo das Schauerliche als Folge von Schuld, als Nemesis eintritt, aber doch nicht dem grassen Effekte will er dienen; man spürt einfach das Kraftgefühl derber Naturen, die im Aushalten der Schauer die Empfindung ihrer Nervenstärke genießen. Mitten aber im Lärme der Waffen und des Sturms werden wir nun zum tieferen Kerne, zur gesammelten Willenskraft geleitet. Uhland zeigt uns den Helden, der in der Schlacht über dem gefallenen Sohne ruft: „mein Sohn ist wie ein andrer Mann,“ vordringt, siegt und nach dem Sieg mit verhülltem Angesicht an seinem Sarge sitzt: „ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht,“ er führt uns den ganzen Mann vor, der im Andrange der Gefahr, wo ringsum frommer Wunsch und Seufzen ertönt, unbewegt am Steuer sitzt, kein Wort spricht und lenkt das Schiff mit festem Maß, bis sich der Sturm gebrochen. Die handelnde Kraft aber hat keinen schöneren Inhalt, als Vaterland und Freiheit. Ich weiß nicht, warum die Ballade: „Die sterbenden Helden,“ nicht höher gewürdigt wird; mir dünkt sie groß und herrlich, und werth, voranzustehen, wo ein Erzieher Gedichte sammelt, die Jugend zu begeistern.

Der bestimmte politische Inhalt tritt mit den „vaterländischen Gedichten“ ein. Freiheit wird des Dichters Fee und sein Ritter heißet Recht. Das Specifische der örtlichen Verfassungsangelegenheit bringt wohl etwas Enges, auch etwa Trockenes mit sich, doch Niemand wird dieß Urtheil weit ausdehnen wollen; da ist doch wahrlich auch Herzlichkeit, Volksmäßigkeit, schlichter Fluß und Guß, schlagende Kraft, Trompetenklang des Vorwärts, Feuer und edler Schwung, da ist, wo die Idee des Menschenrechts, der Freiheit und des großen Vaterlands hindurchbricht, jener Idealstyl, der nur einem hochgestimmten Gemüth entströmt. Uhland kann auch bitter, sehr bitter sein, welchen Hohn gießt er aus in der „Reise durch Deutschland!“ Der seelenvolle Mann, der keusche Charakter ist keine Taube sonder Galle; er spaßt nicht, wo er stechen will, es trifft, es thut weh. Er durfte nicht fehlen, der Ton des tödtlichen Spottes; die deutschen Zustände brauchen diesen Höllenstein und wo der Dichter zum Demosthenes, zum strafenden Jesajas wird, da soll man auch einmal wieder spüren, wie der Sarkasmus des ergrimmten, tief empörten Gemüths einschneidet. Er hat seine dunkeln Stunden gehabt wie wir Alle sie hatten und haben bei so unabsehlich sich hinschleppender Rathlosigkeit; da hörte er den dumpfen Grabesglockenklang in der „Glockenhöhle;“ doch die Hoffnung verließ ihn nicht; untröstlich ist's noch allerwärts, doch sah er manches Auge flammen und klopfen hört' er manches Herz; erlebt hat er das Heil nicht, doch an der Sehnsucht Hand wird er als Schatten noch durchschweben das freie Vaterland.

Der strenge Mann ist deutsch noch in einem anderen Sinne. Man kann gewiß sagen, es sei eine richtige Probe

für die Gesundheit einer Nation, wenn ihre Dichter reine Frauen zu zeichnen, Frauen rein zu lieben, zu ehren vermögen. Uhland ist als Dichter der Liebe nichts weniger, als blöd unschuldig, aber er ist keusch. Er ist keusch, auch wo er neckt, wo er heiß wird, denn er ist auch dann ohne Frivolität, denn Achtung des Weibs, Ahnung des Unendlichen in der weiblichen Erscheinung bleibt Grundzug und der Refrain ist Treue, Treue bis in den Tod und über den Tod, in Ewigkeit. Das ist Alles mit Uhlandischer Fülle in der Knappheit auf die kürzeste, einleuchtendste Form gebracht in „der Wirthin Töchterlein“ und gleich daneben steht jene Ballade, die mir immer zu den rührendsten Bildern opfernder Liebe gehörte, „die Mähderin.“

Die Liebe in Uhlands Poesie ist jene, welche zum Hebel jeder rüstigen Kraft wird und sie geht daher ganz in Einem Zuge mit der sittlichen Spannkraft im weitesten, rein menschlichen Sinne, die das Grundgepräge dieser Poesie vollendet. Sie faßt sich für mein Gefühl vorzüglich in dem „Gesang der Jünglinge“ zusammen. Natur im Frühlingsleben, Wein und Liebe, in und mit ihnen alles menschlich Erfreuliche, wovon Dichter gern zwanglos singen, wird hier als reines Gut und freier Genuß ohne moralische Predigt gefeiert und verklärt als Nahrung des heiligen Feuers im ernsten Gemüthe edler Jugend; so war Uhlands Jugend und so ist er jung geblieben bis an sein Ende und ist ein Dichter vor Allem für die Jugend.

Es ist an mehreren Stellen berührt, daß die schöne Einfachheit von Uhlands Gemüth ein schlichtes, unbefangenes Verhältniß zur Religion begründet. Man mag sich dabei an

Shakespeare erinnern, der allem Menschlichen offen wie Uhland und unendlich vielseitiger begabt, das farbenreiche Leben darzustellen, es einfach mit den obersten Grundwahrheiten des Christenthums und mit den sittlich religiösen Kernsprüchen der Bibel hält. Jedem besondern „Geschmäckchen" sind beide gleich feind und Uhland fällt es nicht ein, zu glauben, daß die Poesie den lieben Gott nur dann verherrliche, wenn sie ihn nenne. Die Poesie ist ihm, wie Goethe sie genannt hat, ein „weltliches Evangelium." In der „Bitte" sagt er:

Ich bitt' euch, theure Sänger,
Die ihr so geistlich singt,
Führt diesen Ton nicht länger,
So fromm es euch gelingt!
Will Einer merken lassen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfassen
Die arge, böse Welt

und auf der Seite gegenüber stehen zwei zierlich spielende Strophen an eine Tänzerin. Von einem so freien Dichterherzen wird Jeder, er mag denken, wie er will, er mag den Begriff des Mythischen ausdehnen so weit ihm richtig scheint, zur Kirche und zum Nachtmahl, wie Uhland that, gehen oder nicht, er wird sich gern und mit inniger Rührung jene Stimmungen kindlich reiner Andacht erneuern lassen, welche die Natur im verklärenden Lichte der christlichen Glaubenswelt anschaut, jene Stimmungen, nach denen Faust am Ostermorgen sich zurücksehnt, und er wird recht wohl mit Uhlands Schäfer fühlen können, dem es am sonnigen Sonntagmorgen

zu Muth ist, als feire Himmel und Erde andächtig selbst den Tag des Herrn. Es ist schon bei Besprechung seiner Dramen gesagt: Uhland hat nichts Faustisches. Wir finden keine Gedichte, worin sich die Seele Sammlung aus wilden Stürmen erkämpft, wie bei Goethe, wie bei fast allen modernen Lyrikern; es mag ein Mangel sein, wir haben es zugestanden, aber dafür ist und bleibt unser Mann der Ungebrochene, Eine, Ganze, sich selbst Gleiche und der Dichter für die Einfachen wie für die Bewußteren, der seiner Nation ans Herz gewachsen und davon nicht zu lösen ist.

Als der poetische Pulsschlag stockte, die Ader mehr und mehr versiegte, trat Uhland ungetheilter in das Element zurück, das neben seiner Dichterthätigkeit von Anfang stetig hergegangen war, in die Forschung: germanische Mythologie, altdeutsche Heldensage, altfranzösische und deutsche Ritterpoesie und Volkslied waren ihr Feld. Auf die innere Einheit zwischen diesen Stoffen, seiner Denk- und Gefühlsart, seiner Poesie habe ich oben schon hingewiesen und sie bedarf an sich keiner umständlichen Erläuterung: es leuchtet von selbst ein, warum es ihm in dieser Welt wohl war. Seine besondern Verdienste sind zu oft gewürdigt, als daß es hier nöthig wäre, darauf zurückzukommen; man weiß, daß er unter den Ersten war, welche die Schätze der altfranzösischen Poesie erschlossen, daß der Aufsatz über das altfranzösische Epos, den er 1812 in Fouqué's Zeitschrift „die Musen" gab, bahnbrechend war; man kennt den Werth seiner Monographie Walters von der Vogelweide, des Dichters, dem er wie ein Bruder verwandt war, die Gediegenheit seines „Mythus von Thor," seiner Volksliedersammlung. Er arbeitete ruhig und umständlich;

die Resultate seiner Forschung über das Volkslied wären wohl nicht ohne Abschluß geblieben, der dritte Band zu den Texten der Lieder wäre vollendet worden, wenn nicht die völlige Unabhängigkeit ihm Zeit gelassen hätte, sich auf Seitenwegen, auf welche die Verzweigung seines Gegenstands ihn abzog, nach Neigung aufzuhalten; so führte ihn die Forschung über das deutsche Volkslied bald wieder zur Heldensage, bald zur Götterlehre. Aber nur ein Unwissender kann sich darum vorstellen, Uhland sei ein Dilettant gewesen; er war Gelehrter, aber freilich, da er Dichter war, ein Gelehrter mit Geschmack. Was er schrieb, zeigt nicht den anatomischen Apparat, sondern ist rund, plastisch, fertig, ist im Grundgefühl und Sprachstyl ein Abbild des Mannes und seiner Liebe, die überall dem Naturvollen, Ungetheilten, Ursprünglichen, Saftigen, Markigen nachging. So haben wir zum Schluß wiederum eine schöne Ergänzung in der Form eines höchst normalen, dem Gesetze der menschlichen Natur angemessenen Uebergangs: wo der Dichter aufhört, tritt der Forscher ein, wo die Phantasie ermattet, der stets unbeirrte Verstand, die schöne kühle Klarheit, der feine, spürende Scharfsinn, die gediegene Prosa. Da man aber umgekehrt auch im Forscher den Dichter wiederfindet, so dreht sich die Ergänzung auch um und so verhält es sich ja mit allen Seiten dieser so rein gemischten Einheit von Kräften: die eine schimmert so klar durch die andere, daß man überall wieder den ganzen Menschen, den ganzen Mann hat.

Man kann nicht schildern, ohne Gegensätze zu ziehen, man kommt ohne Vergleichung nicht aus. Uhlands gesunde Einfachheit, die seine Stärke und auch seine Schwäche ist,

hat mich in diesem Beitrag zu seiner Charakteristik mehr als einmal auf die Poesie der Zerrissenheit, des Weltschmerzes, der Blasirtheit geführt, und ich — doch nein, genug der Reflexion, es sei mir erlaubt, eine Geschichte zu erzählen!

Die Musen hatten einmal den sonderbaren, befremdenden Einfall, sich zu betrinken. Er wurde in einem rauschenden Bacchanal ausgeführt. Euterpe, die Muse der lyrischen Dichtkunst — ein andermal hat auch Terpsichore dieses Amt neben dem der edeln Tanzkunst —, nun, Euterpe wußte in dem Augenblick, wo wir nach ihr sehen, wohl selbst kaum noch, wie sie eigentlich heiße, — sie stürzt mit flammenden Augen und sausenden Locken aus dem Haine am Helikon, wo ihre Schwestern noch sangen, tanzten, musicirten und jubelten; der Rausch hat ihr einen verrückten Gedanken eingegeben: sie hat sich in den Kopf gesetzt, den Ersten, der ihr begegne, wer es auch sei, auf die Stirn zu küssen und ihm hiemit das Siegel ihrer Weihe aufzudrücken. Götter und Göttinnen, Genien und vollends betrunkene können mit Blitzeseile durch die Lüfte schießen. Blind, ohne Wahl der Richtung fährt Euterpe dahin, schon befindet sie sich weit, weit weg vom Bereich der griechischen Lüfte, über nebligem Lande fern im Norden schwebt sie, nahe einer großen Stadt am Ufer der Elbe. Jetzt läßt sie sich nieder aus der Höhe, sie steht auf der Erde, hart vor einem jungen Schlingel, der mit üppig zwinkernden Augen, schlendernden Ganges eben aus der Stadt gebummelt kommt. Sie drückt ihm einen vollen, feurigen Kuß auf die Stirn und schwebt hinweg.

Des andern Morgens finden wir sie auf einer Felsenspitze im Parnaß, dort bei Delphi in der Schlucht, wo die

kastalische Quelle rinnt. Sie stiert mit wildem Blicke vor sich hin; sie ist nüchtern geworden, sie ist zu sich gekommen und mit Entsetzen. Es bedurfte nicht der magischen Einwirkung der unter ihr rinnenden prophetischen Quelle, noch der mystischen Dämpfe, die dem Erdschlund im nahen Tempel entströmten, um ihr zu sagen, wer es war, den sie geküßt; der himmlische Geist, der ihr als Muse inwohnte, sagte es ihr von selbst. Aber der Kuß galt, er saß und er galt. Mit Einem weiten Blick übersah sie, was sie gethan. Sie sah, wie nun die reine blaue Flammenzunge des Götterlichts zwischen Schmutz und gemeinem Erdenfeuer unbegreiflich hervorleuchten werde, stets entweiht und stets wieder entzückend. Nicht daß dieser Mensch in der Verzweiflung scherzen, im Scherz verzweifeln, nicht daß er dämonisch lachen zugleich und weinen werde, nicht an sich beklagte sie das; so lange nur die Verzweiflung wahr, die Thräne ächt, der Widerspruch erlebt, ließ sie es gelten; sie begriff, obwohl eine Griechin, die veränderten Zeiten, die tieferen Seelenklüfte einer Menschheit von so viel verwickelterer Bildung, den ungleich wilderen Stoß des Ideals auf die Realität. Aber daß dieß zur eiteln Frazze werden, daß der verwöhnte Junge die leichten Triumphe haschen werde, die dem in die Hand fallen, der in die Poesie die Parodie der Poesie einzuführen die wohlfeile Frechheit hat, daß er wunderbare Sehnsucht, namenlose Wehmuth, traumhafte Ahnung in jeder Seele wecken und dann wie Seifenblasen zerplätschen werde, daß er keinen Witz werde verhalten können, wenn er auch eben nur tauge, ein paar alte oder junge Bocksgesichter an der Wirthstafel meckern zu machen, daß ihm sein witziges Ich, Alles verklärend und im Verklären

unter Hohn zersetzend, über Alles sein, daß er schnöd, schmierig verläumden, lügen, sein Vaterland im Auslande dem Spott Preis geben, daß er, ein feiger Weichling, sich als Ritter und Freiheitskämpe aufspreizen, daß er endlich fromm werden und unter des lieben Herrgotts rothen Mantel hervorlachen und kichern werde, verachtet, verabscheut und doch noch immer bestechend und zum Mitlachen kitzelnd, immer hinreißend, immer unwiderstehlich und immer unausstehlich, ein Wicht und der verhätschelte Liebling Aller, ein Geschwür des Gestanks und vom Dufte der Lorbeerblüthe nie verlassen, ein geiler Affe und ein Musenjüngling mit einem Strahlennimbus um's Haupt, ein unerschöpflicher Honigkelch voll Gift für die Nation — o sie übersah Alles, Alles. Ihr Götter, was habe ich gemacht! rief sie, ihre himmlischen Locken raufend, ihre Hüften schlagend, — da plötzlich hielt sie inne, verstummte, ihre Blicke erheiterten sich, ein trostreicher Gedanke schien ihr aufzusteigen. Sie erhob und schwang sich in die Lüfte. Wiederum, doch dießmal wohlbedacht, führte sie ihr Flug nach dem Norden, aber nach dem Süden des Nordens. Es war ein klarer Frühlingsmorgen. Auf einem Rebenhügel an einem schönen Flußthal, dessen Aussicht fernes, blaues Gebirg begrenzte, ließ sie sich nieder. Sie sah unverwandten Auges nach dem Haus, an das der Weinberg stieß. Die Thür öffnete sich, ein Mann mit herben Zügen, über denen aber der Geist des Friedens, der stillen Kraft, der bescheidenen Tugend schwebte, ein Mann, dessen ganzes Wesen Einfachheit war, schritt heraus in den Rebengarten, der sein Eigenthum schien. Heiter sah er nach dem Gedeihen der Schößlinge, dann schickte er die Blicke mit einem unaussprechlichen Ausdruck in das Thal hinaus, das

in der Morgensonne strahlte, hinüber nach den duftigen Bergen. O du bist es, sprach sie; dich hab' ich einst auch geküßt, ich weiß es wohl noch, es war an einem solchen Morgen, da du als Kind dort unten am Flusse spieltest; der Kuß war nicht voll, nicht glühend, nicht trunken, er war kühl, keusch, sanft, so wie Athene küssen würde, wenn sie jemals küßte, aber du, ja du bist gut, die Geschlechter werden mich segnen um diesen bescheidenen Kuß. Du wirst leben, unsterblich leben in der Nation. Ein Denkmal wird dir dort unten erstehen auf einem Hügel in der grünen Au am Fluß, ehern und gediegen wie du selbst. Wohl dir, wohl mir, wohl meiner geretteten Ehre! Noch einmal ließ sie mit innerstem Wohlgefallen ihr Auge auf dem Manne ruhen, dann schwang sie sich wieder auf und schwebte dahin und kehrte frohen, verklärten Blicks zurück zu ihren Schwestern auf den Höhen des Helikon.

Verzeichniß der Druckfehler.

Seite	57	Zeile	8	von	oben	statt: die Zeit lies: Zeit.
„	65	„	12	„	unten	statt: wahrhaftig lies: wahrhaft.
„	66	„	8	„	„	nach haben setze ein Komma.
„	67	„	4	„	oben	nach errungen setze ein Komma.
„	168	„	5	„	„	statt: rothen lies: rothem.